

EGERER KANZLEI- UND LUTHERSPRACHE

Von Ernst Schwarz

Das Erscheinen des schon längst angekündigten¹ Buches von Skála über die Egerer Kanzleisprache² gibt Gelegenheit, die Leser dieses Jahrbuches nicht nur mit dem Verhältnis der Egerer Kanzleisprache zur Luthersprache, sondern auch mit der Rolle Böhmens in dieser wissenschaftlichen und kulturellen Frage sowie mit weiteren Bemühungen bekannt zu machen. Prag, unter den Luxemburgern zeitweilig Sitz des Kaisers und Hauptstadt Böhmens in einem Jahrhundert, in dem eine der Luthersprache ähnliche Sprache in Urkunden und sonstigen Schriften geschrieben wurde, hat früh die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gelenkt. Einige kurze Bemerkungen sollen das beleuchten.

Vor über 100 Jahren hat Müllenhoff darauf hingewiesen, daß sich in der böhmischen Hof- und Kanzleisprache der Luxemburger des 14. Jahrhunderts bairisch-österreichische und mitteldeutsche Merkmale treffen³, wobei er hauptsächlich an bairische *ei*, *au*, *eu* für mhd. *ī*, *ū*, *iu* und mitteldeutsche *u* für mhd. *uo* gedacht hat. Die südlichen Zwielaute hätten sich unter dem Einfluß der böhmischen Hof- und Kanzleisprache von Böhmen aus über Schlesien, Oberlausitz, Vogtland bis Meißen verbreitet. Man muß bedenken, daß zu dieser Zeit nur wenige Urkunden und Denkmäler aus den genannten Landschaften bekannt und über die hier gesprochenen Mundarten und ihre Geschichte noch keine eingehenden Forschungen angestellt waren. Die Mittelstellung Prags zwischen bairischem Oberdeutsch und dem Ostmitteldeutschen hat Müllenhoff in seiner Ansicht bestärkt, zumal man damals von zwei Mundarten sprach, die sich in Böhmen begegneten. Martin glaubte, daß zwischen dem in den Urkunden geschriebenen und dem im Volke gesprochenen Deutsch eine Verbindung bestehen müßte und zwar so, daß der Dialekt die Sprache der Kanzlei beeinflusst habe und nicht umgekehrt⁴. Da

¹ Skála, Emil: Die Entwicklung der Kanzleisprache in Eger (1310—1660). Zur Entstehung der deutschen Schriftsprache. Prag 1962, S. 3—29 (Acta UC Philologica 2; Germanistica Pragensia 2). — Ders.: Die Entwicklung der Kanzleisprache in Eger (1310—1660). Zur Entstehung der deutschen Schriftsprache. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 86 (Halle 1964) 35—68.

² Skála, Emil: Die Entwicklung der Kanzleisprache in Eger (1310—1660). Berlin 1967 (Dt. Akad. der Wiss. zu Berlin. Veröff. des Inst. für dt. Sprache und Lit. 35, Reihe B: Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Hrsg. von Günter Feudel).

³ Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrhundert. Hrsg. von Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer¹ (1864). Hier 3. Aufl. (1892), S. XXXIII ff.

⁴ Martin, Ernst über Toischer, Wendelin: Wilhelm von Wenden. Anzeiger für dt. Alt. und dt. Lit. 3 (1877) 116.

die Prager Altstadt mit Nürnberger Recht bewidmet war, die Kleinseite mit Magdeburger, trafen sich in der Stadt zwei verschiedene Rechtskreise, und es konnte vermutet werden, daß sich hier bairische und mitteldeutsche Bürger und ihre Sprachen begegneten. Socin hat den Kampf zwischen Bairisch und Mitteldeutsch in Prag als wirkliche Auseinandersetzung zweier Mundarten dargestellt⁵. Billigung und Ablehnung dieser Gedanken sollen hier nicht weiter erörtert werden. Burdach baute auf den Vorstellungen Müllenhoffs auf und glaubte, Äußerungen frühhumanistischer Bestrebungen des Hofes Karls IV. zu erkennen. Da in Italien damals durch die Bemühungen Petrarcas eine schriftsprachliche Einigung angestrebt wurde und Karl als Statthalter in Italien mit diesen Bestrebungen bekannt geworden war, schien es möglich zu sein, daß Anregungen nach Böhmen gelangt waren, zumal der Kaiser die Beziehungen zu Italien aufrecht erhielt und italienische Frühhumanisten nach Böhmen kamen. Der Nachdruck wurde von ihm auf den Stil gelegt. Er glaubte, in Bischof Johann von Neumarkt, dem Kanzler des Kaisers, den maßgebenden Anreger zur schriftsprachlichen Einigung in Deutschland gefunden zu haben⁶. Bernt hat 1934 die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache am Prager Hofe Karls IV. und ihren Siegeszug in die Nachbarländer „beweisen“ wollen⁷. Die Fortschritte der deutschen Wissenschaft in der Erforschung der Mundarten wurden beiseite gelassen und waren wohl auch nicht zur Kenntnis genommen worden. Seine Vorstellungen über die Herkunft der Deutschen in Böhmen, die Entstehung ihrer Mundarten, ihre Beziehungen zu Gebieten des deutschen Alt- und Neulandes, waren unklar. Da ihm Uransässigkeit der Germanen und Fortdauer der Verhältnisse der Völkerwanderungszeit vorschwebte, hat er sich über die Beziehungen der sudetendeutschen Mundarten zu den Nachbarländern offenbar keine Gedanken gemacht. Die Schrift sollte über der Sprache stehen und diese ihr folgen, was einer bei allen Sprachen zu beobachtenden Entwicklung widerspräche, da die Schrift der gesprochenen Sprache erst mehr oder weniger spät zu folgen pflegt. Die Bedeutung einer wichtigen Abhandlung von Frings⁸ hat er nicht erfaßt. Er empfand im Gegenteil die Ausschaltung Böhmens in der Zeit Karls IV. als eine Lücke, die er ausfüllen wollte. Seine Vorstellungen von den deutschen Mundarten in Böhmen sind die des 19. Jahrhunderts. Der Weg der neuen Diphthonge *ei*, *au*, *eu* aus *i*, *ū*, *iu* sollte von der Schrift in die Mundarten gehen⁹. Auch sonst sind seine veralteten Aus-

⁵ Socin, Adolf: Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach dem Zeugnis alter und neuer Zeiten. Heilbronn 1888, S. 151.

⁶ Burdach, Konrad: Vom Mittelalter zur Reformation. Bd. 1. Berlin 1893, S. XI; dann Vorspiel. Halle 1925, S. 136 ff. (Dt. Vierteljahrsschrift f. Literaturwiss. u. Geistesgeschichte, Buchreihe. Bd. 2).

⁷ Bernt, Alois: Die Entstehung unserer Schriftsprache. Berlin 1934 (Vom Mittelalter zur Reformation 11).

⁸ Frings, Theodor: Sprache und Siedlung im mitteldeutschen Osten. Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akad. der Wiss., phil.-hist. Klasse 84 (1932) Heft 6.

⁹ Bernt 82 ff., 95.

führungen unhaltbar und durchaus abgelehnt worden¹⁰. Burdach hat sich dadurch, daß er die Wirkung des Frühhumanismus auf Böhmen überschätzt hat, ebenso wie bei seiner in derselben Sammlung erschienenen Schrift über den Dichter des Ackermann aus Böhmen¹¹, auf einen falschen Weg lenken lassen. Dabei ist seinen Werken tiefeschürfende Gelehrsamkeit zuzusprechen, wenn man auch seinen Gedankenwegen nicht immer leicht folgen kann. Es ist wirklich bedauerlich, daß Burdachs groß angelegtes Unternehmen über die neuhochdeutsche Schriftsprache so abseitige Wege gegangen ist. Weder Burdach noch Bernt haben sich darüber Gedanken gemacht, daß die Kanzleisprache der luxemburgischen Kaiser nicht durch die meißnische Kanzlei, sondern durch die Wiener der Habsburger abgelöst wurde, und die Hussitenkriege und das 15. Jahrhundert mit einer anderen Dynastie in Böhmen die Verbindungen mit Deutschland zerrissen haben. Das Prag des 14. Jahrhunderts ist kein Strahlungszentrum der deutschen Schriftsprache. Weder auf die wettinischen noch auf Kanzleien in Südböhmen oder Eger hat sie einen entscheidenden Einfluß ausgeübt (so auch Skála, S. 304).

Das Buch Bernts ist zu einer Zeit erschienen, da sich die Forschung bemüht hat, neue Wege zu gehen. Schmitt konnte zeigen, daß die deutsche Urkundensprache in der Kanzlei Karls IV. nicht die geraden Wege gegangen ist, die ihr zugeschrieben wurden¹², da das Kanzleipersonal aus verschiedenen Gegenden Deutschlands stammte und keineswegs gleichartig geschrieben hat, auch die neuen Diphthonge durchaus nicht als einzige erscheinen. 1935 sind die „Sudetendeutschen Sprachräume“ des Verf. herausgekommen¹³, von denen Bernt noch nichts wissen konnte, 1936 das große Leipziger Gemeinschaftswerk von Germanisten und Historikern über Sachsen¹⁴. 1935 hat Gleißner an

¹⁰ Jellinek, Max Hermann in: Anzeiger für dt. Alt. 54 (1935) 25—38. — Schwarz, Ernst in: Dt. Literaturzeitung 57 (1936) Sp. 704—709. — Ders.: Die Grundlagen der neuhochdeutschen Schriftsprache. Zs. f. Mundartforschung 12 (1936) 1—15. — Schmitt, Ludwig Erich: Zur Entstehung und Erforschung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Ebenda 193—223. — Frings, Theodor: Sprache und Geschichte III. Halle 1956, S. 172 (Mitteldeutsche Studien 18). — Eine ergänzungsfähige Zusammenstellung der Einwände gegen Burdach und Bernt gibt Schmitt, Ludwig Erich: Untersuchungen zur Entstehung und Struktur der „Neuhochdeutschen“ Schriftsprache. Bd. 1. Köln-Graz 1966, S. 5—12.

¹¹ Der Ackermann aus Böhmen. Im Auftrage der Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. hrsg. von Alois Bernt und Konrad Burdach. Berlin 1917 (Vom Mittelalter zur Reformation 3/1). — Zur Ackermannforschung vgl.: Der Ackermann aus Böhmen des Johannes von Tepl und seine Zeit. Hrsg. von Ernst Schwarz. Darmstadt 1968, Einleitung S. 1—30 (Wege der Forschung 143).

¹² Schmitt, Ludwig Erich: Die deutsche Urkundensprache in der Kanzlei Kaiser Karls IV. Halle/Saale 1936 (Zs. für Mundartforschung, Beiheft 15 = Mitteldeutsche Studien 11).

¹³ Schwarz, Ernst: Sudetendeutsche Sprachräume. München-Prag 1935 (Schriften d. Dt. Akad. in München 21, in Gemeinschaft mit der Dt. Gesellschaft d. Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik). 2. durchges. und teilweise erweiterte Aufl. im Handbuch der Sudetendeutschen Kulturgeschichte. Bd. 2. München 1962.

¹⁴ Ebert, Wolfgang / Frings, Theodor / Gleißner, Käthe / Kötzschke, Ru-

der Urkundensprache des Vogtlandes das Verhältnis von Urkunde und Mundart erörtert und deutlich gezeigt, wie sich auch in der Urkundensprache die Mundart bemerkbar machen kann¹⁵. Dabei wurde klar, daß zwischen den fürstlichen Kanzleien nicht geringe Unterschiede in der „Schrifthöhe“ und der Öffnung gegenüber den gesprochenen Mundarten bestehen können, auch wenn man niemals der Meinung war, daß in den Kanzleien nach den Mundarten geschrieben worden ist. Die Forschung über die Luthersprache mußte umgestellt werden. Noch 1933 hatte sich Gierach zur „althergebrachten Meinung, daß die neuhochdeutsche Schriftsprache ihre Wiege in Prag hat“, bekannt¹⁶.

Diese Arbeiten haben sich zunächst nicht mit der Luthersprache beschäftigt, sondern die Vorfrage zu klären versucht, wie die Urkundensprache der Kanzlei Karls IV. beschaffen war, wie sich Urkunde und Mundart verhalten, wie die sudetendeutschen Mundarten entstanden sind und wie ihr Verhältnis zu den Nachbarmundarten einzuschätzen ist, wie sich die ostmitteldeutschen Mundarten gebildet haben, wie in ihnen bei der Ostsiedlung oberdeutsche (bairische, ostfränkische) und mitteldeutsche (thüringische, hessische, rheinische) Züge zusammengetroffen sind und sich ausgeglichen haben, wie auf ihrer Grundlage durch Vermittlung der Stadtsprachen und kolonialer Ausgleichssprachen in den Kanzleien des Vogtlandes, Meißens, der Lausitz und Schlesiens und aus der älteren Heimat mitgebrachten Merkmalen eine Schriftsprache ausgebildet wurde, die nach mannigfachen Schicksalen von Luther aufgegriffen worden ist. Die Grundlage ist in der Volkssprache zu suchen, wobei die Eigenentwicklung der Kanzlei und ihre Tradition zu berücksichtigen sind. Die neuen Diphthonge sind nicht von der Kanzlei dem Volk vermittelt worden, sondern dieses hat sie an die Kanzleien weitergegeben, die einer Neuerung zögernd schriftsprachliche Bezeichnung geben. In Plauen setzt die *ei*-Schreibung 1316 stark ein, die Geraer Urkunden haben seit 1322 reichlich Diphthonge¹⁷. Es kann keine Rede davon sein, daß die Reichskanzlei in dieser Neuerung eine führende Stellung hat, sie hinkt im Gegenteil nach.

Es entsprach diesem Stande der Forschung von 1935, daß wir uns in Prag bei den im Deutschen Seminar der Deutschen Universität betriebenen Arbeiten entschlossen haben, der Volkssprache den Vorrang einzuräumen. Die Deutsche Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften und Künste in Böhmen hat 1929 eine Flurnamenstelle mit der Aufgabe ins Leben gerufen, die

dolf / Streitberg, Gerhart: Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten. Halle 1936; der sprachliche Teil in 2. Aufl.: Frings, Theodor: Sprache und Geschichte III. Mit Beiträgen von Käthe Gleißner, Rudolf Grosse, Helmut Protze. Halle/Saale 1956 (Mitteldeutsche Studien 18).

¹⁵ Gleißner, Käthe: Urkunde und Mundart auf Grund der Urkundensprache der Vögte von Weida, Gera und Plauen. Halle/Saale 1935 (Mitteldeutsche Studien, Beiheft 12).

¹⁶ Gierach, Erich: Rezension über Karg, Friedrich: Das literarische Erwachen des deutschen Ostens im Mittelalter. Halle 1932. GS 2 (1933) 258 ff.

¹⁷ Gleißner 76.

Flurnamen im sudetendeutschen Gebiete zu sammeln, 1930 wurde eine Kommission zur Erarbeitung eines Sudetendeutschen Mundartwörterbuches gegründet, beide unter Leitung des Verf. Hinzu kam die Erforschung der Ortsnamen, die 1931 auf eine breite Basis gestellt worden war¹⁸. Dazu gehörige Arbeiten sind in eigenen Reihen erschienen¹⁹.

Auch mit der Bearbeitung der deutschen Kanzleisprachen in den Sudetenländern ist begonnen worden. Die ältere Arbeit von Mourek über die Kanzleisprache der Prager Altstadt²⁰ entsprach nicht mehr den neueren Anschauungen. Die sprachliche Erörterung, die Bernt der Ausgabe des B. Kamnitzer Stadtbuches²¹ beigegeben hat, ist unzulänglich. Es wurde damit begonnen, die ungedruckten Stadtbücher und Urbare zu photographieren, um zu einer Geographie der lokalen Schreibsprachen in den Sudetenländern zu kommen. Ihre Zusammenhänge und die mit den Mundarten sollten untersucht, die Wege zum 15. und 16. Jahrhundert klarer werden. Die Aufnahmen, die in der Kriegszeit eingeschränkt werden mußten, waren noch nicht beendet, als die Ausweisung den Verlust des gesammelten Materials brachte. Nur darin enthaltene deutsche Familiennamen konnten in ein Buch aufgenommen werden²². Auf z. T. übersehenem, z. T. neu erfaßtem Material über eine im 16. Jahrhundert untergegangene deutsche Mundart in Mittelmähren, die Deutsch Prusser Sprachinsel, beruht ein Buch des Verf.²³. Die Mährisch Trübauer Kanzleisprache hat Korkisch behandelt²⁴. Über die deutsche Kanzleisprache in Südmähren sollte der verstorbene Assistent des Mundartwörterbuches Alois Kreller, der sich als Kenner der Schönhengster Wortgeographie ausgewiesen hatte²⁵, eine Habilitationsschrift vorlegen. Eine Übersicht über die alten Kanzleisprachen in der Slowakei hat Weinelt zu

¹⁸ Schwarz, Ernst: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. München-Berlin 1931 (Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken. Im Auftrage d. Preuß. Akad. d. Wiss. hrsg. von Hans Witte. 2. Folge. Bd. 2); 2. durchgesehene und erweiterte Auflage. München 1961 (Handbuch der Sudetendeutschen Kulturgeschichte 1).

¹⁹ Sudetendeutsches Flurnamen-Buch. Hrsg. im Auftrag der Dt. Akad. der Wiss. in Prag. 4 Hefte, 1935 ff. — Sudetendeutsches Ortsnamen-Buch. 8 Hefte, 1931 ff. — Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern. Hrsg. im Auftrag der Dt. Akad. der Wiss. in Prag. 7 Hefte, 1937 ff.

²⁰ Mourek, Václav Emanuel: Zum Prager Deutsch des 14. Jahrhunderts. Prag 1901/I, S. 81 ff. (Sitzungsberichte der Böhm. Ges. der Wiss., phil.-hist. Classe).

²¹ Das älteste B. Kamnitzer Stadtbuch. Hrsg. aus dem Nachlaß von Adalbert Horcicka. Prag 1915 (Stadt- und Urkundenbücher aus Böhmen 6).

²² Schwarz, Ernst: Sudetendeutsche Familiennamen aus vorhussitischer Zeit. Köln 1957 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart 3).

²³ Schwarz, Ernst: Untersuchungen zur deutschen Sprach- und Volkstumsgegeschichte Mittelmährens. Brünn-Leipzig 1939 (Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern 5).

²⁴ Korkisch, Erhart: Die Sprache des ältesten Stadtbuches von Mährisch Trübau (1373—1554). Ungedr. Diss. Prag 1939. — Ders.: Zur mittelalterlichen deutschen Kanzleisprache im Schönhengst. DVBM 1 (1939) 173—221.

²⁵ Kreller, Alois: Wortgeographie des Schönhengster Landes. Brünn 1939 (Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern 6).

geben gesucht²⁶, der auch die Sprache des Stadtbuches von Zipser Neudorf behandelt hat²⁷.

Die politische Entwicklung hat dazu geführt, daß Mundart- und Namenuntersuchungen über Probleme in Böhmen und Mähren derzeit fast nur noch in Deutschland betrieben werden können. Aber das urkundliche Material ist erhalten und diese Forschungen sind durchführbar, wenn die Quellen an Ort und Stelle oder an der Hand von Photos studiert werden können. Die Urkundenbücher bis etwa 1890 sind für sprachliche Untersuchungen meist nicht geeignet. Man hat in älterer Zeit auf genaue sprachliche Wiedergabe, auf die es hier ankommt, keinen großen Wert gelegt, sie sollten nur die Quellen für historische Fragen sein. Die in den älteren Quellenwerken abgedruckten deutschen Urkunden, Urbare, Chroniken usw. müssen deshalb neu eingesehen oder wenigstens in Stichproben auf ihre Brauchbarkeit überprüft werden, eine Aufgabe, die derzeit wohl nur im Lande selbst gelöst werden kann. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß die junge tschechische Germanistik nun diesen Problemen ihr Interesse zuzuwenden beginnt. Auf die Arbeit von Masařík²⁸ über die deutsche Kanzleisprache in Süd- und Mittelmähren ist schon aufmerksam gemacht worden²⁹. Nun kommt das Buch von Skála hinzu, das im folgenden gewürdigt und gelegentlich ergänzt werden soll.

Es bietet eine systematische Darstellung der Laut- und Formenlehre der Egerer Kanzleisprache von 1500—1660. Die umfangreiche Dissertation von M. Nowak über das 14./15. Jahrhundert³⁰ ist auf etwa $\frac{1}{10}$ gekürzt worden, so daß eine Übersicht über die Zeit von 1310—1660 gewonnen wird. Der Beginn ist mit 1310 gesetzt, dem Jahre der ersten deutschen Urkunde in Eger. Ein Hauptanliegen ist, die geschriebene Sprache der Egerer Kanzlei in ihrem Verhältnis zur Sprache Luthers zu klären. Das Stadtarchiv Eger ist ungewöhnlich reichhaltig. Es handelt sich um Achtbücher vom 14.—17. Jahrhundert, das Buch der Gebrechen, die Stadtgesetze mit Ratserlässen und Verordnungen, das Musterungsbuch, Zunftordnungen, Chroniken, Materialien zur Geschichte der Egerer Lateinschule, Urgichtenbuch usw. Die meist ungedruckten Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts hat Skála so benützt, daß

²⁶ Weinelt, Heribert: Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache in der Slowakei. Brünn 1938 (Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern 4).

²⁷ Ders.: Das Stadtbuch von Zipser Neudorf und seine Sprache. München 1940 (Veröffentl. d. Südostinstituts 20).

²⁸ Masařík, Zdeněk: Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache Süd- und Mittelmährens. Brünn 1966 (Opera universitatis Purkynianae Brunensis, facultas philosophica 110).

²⁹ Schwarz, Ernst: Beiträge zur mittelalterlichen Kanzleisprache Süd- und Mittelmährens. BohJb 9 (1968) 9—30.

³⁰ Nowak, Maria: Zur Kanzleisprache Egers im 14. und 15. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Mundart und des Frühneuhochdeutschen. Ungedruckte Diss. Prag 1929/30. Ein kürzer Auszug im Jahrbuch der philos. Fakultät der Deutschen Univ. Prag 5 (1929/30) 40f.

Ausgaben- und Lösungsbücher in Abständen von 10 Jahren ab 1500 exzerpiert worden sind, was bei dem gewaltigen Umfang des Materials als genügend betrachtet werden kann. Andere Quellen sind Jahr für Jahr ausgezogen worden. Ein besonderer Sprach- und Kulturwert wird dem Urgichtenbuch von 1543—1579 zugesprochen (mhd. *urgibt* „Aussage, besonders eines Missetäters vor Gericht“). Bei solchen Geständnissen kann man, wie auch anderswo in solchen Fällen, auf Wiedergabe unmittelbarer Sprache, auch in Mundart, stoßen. Das umfangreiche gewonnene Material konnte natürlich in der Arbeit nicht dargestellt werden, es muß mit Begriffen wie „häufig, häufiger, oft“ und vereinzelt besonders auffallenden Belegen gearbeitet werden. Da der Zeit bis 1500 die Arbeit von Nowak zugrunde gelegt wird, ist die Darstellung der Kanzleisprache in zwei Teile bis 1500 und 1660 gegliedert, wobei im ersten Teile Laut- und Flexionslehre sowie Wortgeschichte, im zweiten dazu noch Bemerkungen zur Syntax behandelt werden. Angefügt sind ein Wort- und ein Sachregister, weiter eine Sprachkarte Böhmens, die die Eindeutschung von 1300 bis etwa 1650 zeigen soll, wobei das tschechische Sprachgebiet um 1650, das deutsche im Anfang des 14. Jahrhunderts, und das während des 14. und 15. Jahrhunderts und im 16. und 17. bis 1650 eingedeutschte gezeigt werden soll, außerdem die geschlossenen großen Wälder in der Mitte des 17. Da Skála seine Ergebnisse in einem Auszug schon 1962 veröffentlicht hat, hat er die meinem Buch über die Volkstumsgeschichte 1966 beigegebene Faltkarte von Sprachgrenze und Mischzone um 1420 und die Einzelkarten nicht berücksichtigen können. Darum gibt es nicht unbeträchtliche Differenzen, wobei zu bemerken ist, daß mein angegebenes Buch die bisherigen Angaben vielfach berichtigen und ergänzen konnte. Aber auch ohne diese Möglichkeit muß Skálas Karte in verschiedener Hinsicht beanstandet werden. Es sind die Mischgebiete nicht eingetragen, ebenso fehlen die in den Städten wie Kuttenberg, Kolin, Chrudim, Königgrätz, Leitmeritz, Saaz, Rakonitz, Luditz, Mies, Pilsen, Beraun, Prag u. a. bis gegen Ende der Hussitenkriege vorhandenen deutschen Mehrheiten bzw. Minderheiten, die zeigen, daß Innerböhmen bis 1420 kein geschlossenes tschechisches Gebiet war, und daß damit das in den Städten beachtliche Nebeneinanderwohnen der beiden Völker vernachlässigt wird. Es fehlen auch die alten Sprachinseln um Kolin, Kuttenberg, Chrudim, Holitz, Deutsch Brod, Budweis und nördlich davon (wovon die Budweiser bis 1945 bestanden hat), dann um Neuhaus. Brüx ist als tschechische Stadt eingetragen, es hat die ganze Zeit hindurch von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ab eine große deutsche Mehrheit gehabt³¹.

Das Buch Skálas bemüht sich um Objektivität auch in nationalen Fragen. Aber wenn Nowak vorgehalten wird, daß sie nichts über die Egerer Hussiten sage (S. 19), so muß entgegengehalten werden, daß das Egerland schon im 14. Jahrhundert rein deutsch gewesen ist. Es war ein verpfändetes Reichs-

³¹ Schwarz, Ernst: Volkstumsgeschichte der Sudetenländer. 1. Teil: Böhmen, 2. Teil: Mähren-Schlesien. München 1965 u. 1966 (Handbuch der Sudetendeutschen Kulturgeschichte 3 und 4), hier Bd. 1, S. 187—192.

teil und vor dem Ende des 19. Jahrhunderts ist auch nicht das Auftreten einer selbständigen und bedeutenden tschechischen Minderheit feststellbar. 1880 haben 15 477 Personen deutsche und 201 tschechische Umgangssprache angegeben. Am Ende des 16. Jahrhunderts betonen die Egerer dem Kaiser gegenüber, daß in der Stadt niemand der tschechischen Sprache mächtig sei. 1612 erklärt der Stadtrat der Stadt Pilsen: *Nu wissen die herren, daß wir auff teutschen boden sitzen und der böhmischen sprach unkundig sindt . . . , do wir in unserem mittel keine einzige person haben, welche böhmisch reden oder schreiben kann*³². Skála übersieht diese selbständige staatsrechtliche Stellung des Egerlandes, die erst im 18. Jahrhundert beseitigt wird. Daraus erklärt es sich, daß die Verbundenheit Egers mit ostfränkischem, oberpfälzischem und vogtländischem Gebiet stärker ist als mit Prag und die Prager Kanzleisprache kaum die Möglichkeit gehabt hat, auf Eger einzuwirken. Das betont auch Skála (S. 13). Das Egerland war kein Teil des böhmischen Raumes, durch die Verpfändung von 1322 wurde es nicht eingegliedert, zumal man in Eger Wert darauf gelegt hat, sich zu behaupten und am Überkommenen festzuhalten. Sturm, der Verfasser einer musterhaften Geschichte der Stadt³³, hat diese Verhältnisse mit Recht betont³⁴. Nürnberg, Eger und das Pleißener Land um Altenburg waren gleichartig organisiert. Skála beanstandet, daß Sturm die tschechische Geschichtswissenschaft nicht heranzieht (S. 14), und verweist auf im 16. Jahrhundert noch um Tachau, Plan, Tepl, Theusing und Saaz vorhandene tschechische Dörfer. Dem ist entgegenzusetzen, daß das Egerland im alten Umfange eine selbständige deutsche Landschaft war und die genannten Städte in Böhmen doch jenseits einer im 15. Jahrhundert gefestigten Sprachgrenze lagen.

Die Schreiber in der Stadtkanzlei werden nur gestreift. Auf die Frage nach ihrer Bedeutung wird noch einzugehen sein.

Die Lautlehre geht beim Vokalismus vom mhd. Stande aus, beim Konsonantismus wie bei Nowak vom germanischen. Wenn im Folgenden Bemerkungen zum 1. Teil (bis 1500) gemacht werden, kann der Anteil von Nowak und Skála nicht getrennt werden, da die Arbeit von Nowak ungedruckt und mir derzeit nicht zugänglich ist. Da solche Teile von Skála benützt und ergänzt werden, billigt er sie. Wenn Schriften nach 1961 herangezogen werden, konnte Skála naturgemäß nichts von ihnen wissen. Es handelt sich dann um Bemerkungen, die weiter führen sollen. Es muß betont werden, daß die Herstellung der Exzerpte bei Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts mühselig ist, da sie nicht immer leicht zu lesen sind. Der Inhalt ist bei den Rechtsquellen einförmig, die Wortwahl beschränkt, zumal die Rechtssprache gern mit gewohnten Formeln arbeitet. Es gehört viel Geduld und Fleiß dazu, sich dieses inhaltlich oft uninteressante Material zu beschaffen, zumal es ja nur in Auswahl gebracht werden kann.

³² Ebenda I, 111.

³³ Sturm, Heribert: Eger, Geschichte einer Reichsstadt. Bd. 1. Augsburg 1951.

³⁴ Sturm, Heribert: Bemerkungen zur Studie E. Skálas über die Entwicklung der Kanzleisprache in Eger. BohJb 6 (1965) 426—436.

Die folgenden Bemerkungen betreffen meist die als Besonderheiten gebrachten Belege. Es ist natürlich richtig, daß die große Mehrzahl oder die ganz oder fast einheitlich dargebotenen Beispiele für den Charakter der Egerer Kanzleisprache ausschlaggebend sind und ihre Bewahrungskraft und Entwicklung anzeigen. Da ihnen Skála aber nicht dieselbe Aufmerksamkeit zuwendet und mit Erklärungen spart, sollen hier besonders die Ergänzungen einsetzen, weil Ausnahmen für bestimmte Schreiber kennzeichnend sind und für Einflüsse anderer Kanzleien oder die Mundart Aussagen bieten können. Die Zahl der mundartlichen Formen wird im 16. Jahrhundert auf weniger als 1 v. H. geschätzt. Die Schreibsprache war also in dieser Zeit schon sehr gefestigt (S. 21).

Das mhd. *ē*, das aus germanischer Zeit stammende, nicht das durch Umlautung aus *a* entstandene *e*, wird in der Kanzleisprache mit *e* wiedergegeben. Zu den Fällen, in denen ein Übergang zu *i* stattfindet, wird *irtag* „Dienstag“ gezählt (S. 26). Es wird (S. 68) richtig auf gotisch **areinsdags* zurückgeführt, das in Deutschland nur im Bairischen verbreitet und ein Merkmal der arianischen Mission ist, worauf hier nicht einzugehen ist. Es weist also Umlauts-*e* auf.

Bei dem gegenüber mhd. *gewërbe* „Gewerbe; Geschäft, Tätigkeit“ auffallenden *gewirbe* können mehrere Erklärungsversuche erwogen werden. An und für sich ist bei Kollektiven auf *-ja* die Umlautung von *ē* zu *i* eingetreten, vgl. noch heute mit *i* Gebirge, Gefilde gegenüber Berg, Feld, und noch mhd. heißt es *gewirbec* „tätig“. Dann wäre *gewirbe* als ursprünglich und *gewërbe* als Angleichung an das Verb *wërban* aufzufassen. Es könnte aber auch eine Bildung zum Kausativum *werben* aus **warbjan* sein, wobei der Übergang von *er* zu *ir* der Mundart entspräche. Anders wird *wir wegir* „wir Beschützer“ aufzufassen sein. Hier steht *i* in unbetonter Silbe, so daß der Beleg unter § 20 (Behandlung des *e* in unbetonter Silbe) zu stellen ist.

S. 27, dazu S. 80 für das 16. Jahrhundert, wird die Schreibung *hülfe* neben *hilfe* als eine Rundung des *i* in labialer Umgebung bezeichnet. Es werden tatsächlich in Wörterbüchern, z. B. in Lexers Mhd. Taschenwörterbuch, *bêlfe*, *hîlfe*, *hülfe* nebeneinander angeführt. Aber *hülfe* ist die schwundstufige Bildung, die in ahd. *bulfa*, altenglisch *hylp* vorliegt. Es heißt im altniederfränkischen Psalm LXII 7: *uuanda thū uuāri bulpere mīn* „denn du warst mein Helfer“. Daß eine landschaftliche Verteilung zwischen diesen beiden Formen noch im 15. Jahrhundert bestanden hat, zeigt eine Karte bei Besch³⁵. Es wird darnach noch in dieser Spätzeit *hilfe* in Süddeutschland, *bulfe*, *bulpe* in Mittel- und Norddeutschland geschrieben, eine Gemeinschaft zwischen England und Norddeutschland wird sichtbar. Bamberg gehört hier zum Süden, Erfurt zum Norden. Eger hat also, wie es seiner geographischen Lage entspricht, eine Zwischenstellung insofern eingenommen, als es noch beide Formen schreibt und wohl auch kennt. Man darf hier nicht von einer Neuerung im Bairischen sprechen.

³⁵ Besch, Werner: Sprachlandschaften und Sprachausgleich im 15. Jahrhundert. München 1967, Karte 12 (Bibliotheca Germanica 11).

Wenn nach *n* und *l* in Eger *d* oder *t*, nach *r* nur *t* (*tt*) geschrieben wird (S. 48), hätte bemerkt werden können, daß es sich im zweiten Fall um Halbfortis handeln wird. In mitteldeutschen Schriften des Mittelalters (mitteldeutsch in sprachlicher Verwendung gegenüber ober- und niederdeutsch), besonders in schlesischen, wird nach *n* und *l* nur *d* geschrieben (*senden*, *alde*), nach *r* ebenfalls *t* (*garten*). Im Mitteldeutschen ist *d* nach *l* und *n* nicht verschoben worden, darum fehlen hier die *t*-Schreibungen³⁶.

Die Schreibung *meischner* „Meißner“ soll keine Berechtigung haben (S. 48). Der Fall ist komplizierter. Zugrunde liegt eine deutsche Schreibung der sorbischen Form *Mišno* für Meissen Stadt und Land. Die Eindeutschung des 11./12. Jahrhunderts ergibt mit Lautersatz des sorbischen *š* im Deutschen *ss*, im Bairischen auch *hs* vor *n*, beides lebt fort im Familiennamen Meißner, Meixner³⁷. Bei Silbentrennung *Mei-sner* konnte *sn* zu *šn* übergehen, ebenso wie etwa *Wilhelms-werd* zu *Wilden-schwert* geworden ist.

Skála bemerkt (S. 50), daß sich stimmlose oder stimmhafte Aussprache aus mittelalterlichen Schreibungen nicht herauslesen lasse und daß sich in windischen Lehnwörtern noch die einst stimmhafte Aussprache des mittelbair. *s* spiegele. Hier muß mittelbairisch durch südbairisch ersetzt werden, wenn auf die vielen im Windischen Kärntens (in den slowenischen Mundarten) vorhandenen Lehnwörter aus dem Bairischen mit *ž* Bezug genommen wird. Aber auch im Egerland ist bis wenigstens Ende des 13. Jahrhunderts stimmhafte *ž*-ähnliche Aussprache für deutsches *s* im Anlaut vor und im Inlaut zwischen Vokalen und stimmhaften Konsonanten vorhanden gewesen, wie aus den Übernahmungsverhältnissen von Ortsnamen³⁸ und Lehnwörtern hervorgeht. So begreiflich es ist, daß die Arbeit an einer Kanzleisprache das Augenmerk auf die Schreibe richtet, so sollte doch das daneben stehende Sprechen nicht unbeachtet bleiben, und zur Beurteilung der Lautverhältnisse sollten Hilfsmittel wie Namen und Lehnwörter herangezogen werden.

In *als*, Hals wird *s* gelegentlich als *c* geschrieben, also *alc*, *balc* (S. 50). Der weit verbreitete Übergang von *ls* zu *lts* wird auch in der Egerländer Mundart bekannt gewesen sein. Ein *t* kann sich einschieben, indem sich die seitliche Zungenöffnung schließt, bevor sich die Zungenspitze zur Artikulation des *s* von den Alveolen abgehoben hat. Im Südegerländischen waren Formen wie *plts* „Pilz“ aus *büliz* bekannt³⁹.

In Egerer und Nürnberger Texten des 15. Jahrhunderts wird *vnder* „unser“ neben *vnser* geschrieben. Das wird auf schwache Artikulation des *s* nach *n* zurückgeführt, ohne daß gesagt wird, warum nur in diesem Worte eine schwache Artikulation geherrscht haben soll (S. 50). Es handelt sich um eine

³⁶ Schwarz, Ernst: Schlesische Studien. Teuthonista 4 (1927/28) 195—197.

³⁷ Die Verbreitung beider Formen in vorhussitischer Zeit in Böhmen und Mähren und die Beschränkung von Meixner auf das bairische Gebiet zeigt Abb. 23 bei Schwarz: Sudetendt. Familiennamen aus vorhussitischer Zeit 207.

³⁸ Schwarz: Die Ortsnamen der Sudetenländer² 320 ff.

³⁹ Eichhorn, Otto: Die südegerländische Mundart. Reichenberg 1962, S. 113 ff., § 21 (Beiträge zur Kenntnis sudetendeutscher Mundarten 4).

von Würzburg bis Nürnberg und Eger reichende Besonderheit, die alt sein muß, weil sie von Ostfranken bei der Ostbewegung mitgenommen worden ist und in Böhmen nicht nur im Egerland, sondern auch an der oberen Elbe um Hohenelbe, in der Schönhengster Sprachinsel und im Norden der Iglauer Sprachinsel auftaucht⁴⁰. Die Schreibung wird besser so zu deuten sein, daß in falscher Analogie für *nn* ein *nd* eingetreten ist, weil *nd* in der nordbairischen Mundart zu *nn* assimiliert worden ist (*finə* „finden“ aus *vinden*)⁴¹. Ein Versuch, den Übergang von *unser* zu *unner* in vorahd. Zeit zu setzen, ist an anderer Stelle unternommen worden⁴².

Die Schreibung *dornstag* für Donnerstag im 15. Jahrhundert ist nicht nur schlesisch und ostmitteldeutsch, sondern auch in Franken und Schwaben verbreitet⁴³. Mit fränkischen Einflüssen ist seit der Zeit des deutschen Landesausbaus im Egerland in vielen Fällen zu rechnen und aus der Mundart dringen bestimmte Formen, wenn sie weiter verbreitet sind, auch in die Schreibsprache.

Das Wort *bringen* „bringen“ rechnet Skála (S. 53) zum fremden Wortgut, das durch die Kanzleisprache allmählich auch in die Umgangssprache der Gebildeten gedrungen sei. Nun ist es gewiß so, daß die Verteilung von *bringen* und dem dazugehörigen Kausativum *bringen* auf das Ober- bzw. Mittel- und Niederdeutsche in der Hauptsache richtig ist. Aber das hat sich erst allmählich herausgebildet. Die Karte 11 bei Besch zeigt *bringen* im 15. Jahrhundert auch in Bamberg und Nürnberg neben *bringen*, wohl als in dieser Zeit südliche Endpunkte des sonst mittel- und niederdt. *bringen*. Im dialektgeographischen Rahmen bekommt man deshalb den Eindruck, daß sich auch Eger im Grenzraum der beiden Formen befand. Das starke Verbum *bringan* hat schon ahd. das schwache Präteritum *brāhta* „brachte“ und Besch⁴⁴ meint, daß der vollständige Übergang zum schwachen Zeitwort zu einer Neubildung **brangjan* geführt habe. Nun ist aber in alter Zeit das schwache Part. Praet. *brāht* viel häufiger als *brungan* und Otfried hat neben *brāhta* ein starkes Praeteritum *brang*. Das schwache Präsens *bringen* steht in fränkischen Glossen und besonders häufig im ostfränkischen Londoner Glossar⁴⁵. Schon im Gotischen herrscht neben *briggan* das schwache Präteritum *brāhta*. Am ehesten wird schon im Frühgermanischen neben *bringan* ein Kausativum **brangjan* „bringen machen“ bestanden haben, zu dem das schwache Prä-

⁴⁰ Vgl. Abb. 23 bei Schwarz: Sudetendeutsche Sprachräume² 113 ff. mit weiteren Literaturangaben.

⁴¹ Roth, Wilibald: Die Mundart des engeren Egerlandes. Reichenberg 1940, S. 124 (Beiträge zur Kenntnis sudetendeutscher Mundarten 9).

⁴² Schwarz, Ernst: Die elbgermanischen Grundlagen des Ostfränkischen. JbFL 15 (1955) 53 ff.

⁴³ Kranzmayer, Eberhard: Die Namen der Wochentage in den Mundarten von Bayern und Österreich. Wien-München 1929, S. 54 ff. und Deckblatt 8 (Arbeiten zur Bayerisch-Österr. Dialektgeographie 1).

⁴⁴ Besch: Sprachlandschaften 95.

⁴⁵ Dazu Braune, Wilhelm: Althochdeutsche Grammatik. 8. Aufl. Hrsg. von Walther Mitzka (1953), § 336 Anm. 4.

teritum *brāhta* regelrecht gebildet wurde. Der Ausgleich wird dadurch angeregt worden sein, daß das Kausativum die Bedeutung des starken Verbums angenommen hat, denn „bringen machen, bewirken, daß etwas gebracht wird“ steht nahe dem „bringen“. Darum hat sich in den deutschen Mundarten schließlich eine Verteilung von *bringen* auf den Süden und *brenge* auf Mitte und Norden durchgesetzt. Es ist nicht unmöglich sich vorzustellen, daß zur Ausbauzeit des Egerlandes bairisches *bringen* und ostfränkisches *brenge* nebeneinander gestanden sind, bis sich schließlich das starke Verbum durchgesetzt hat.

Diese Bemerkungen betreffen die Zeit bis 1500 und damit neben Skálas Arbeit auch die von Nowak.

Das 16. und 17. Jahrhundert zeigt die allmähliche Anpassung an die Luthersprache. *Ertag* erscheint neben *dinstag* bis etwa 1540, *pfinztag* „Donnerstag“ findet sich nicht mehr, aber *samstag* ist zu Anfang des 16. Jahrhunderts und nach 1580 fast allein herrschend (S. 75). Das entspricht noch den heutigen Verhältnissen⁴⁶. Man kann aber ebensogut darin einen Ausgleich zwischen mitgebrachten bairisch-arianischen Kirchenwörtern *Ertag*, *Pfinztag*, *Samstag* und ostfränkischen *Dienstag*, *Donnerstag* sowie thüringischem *Sonnabend* sehen, wobei die landschaftlich beschränkten bairischen Wochentagsnamen gegenüber westlichen und nördlichen Wörtern, die die der erstarken Schriftsprache waren, zurückweichen mußten. Seit dem 16. Jahrhundert ist auch *Ertag* aufgegeben worden. Eger steht darin keineswegs allein, auch in der nördlichen Oberpfalz ist das zu beobachten. Es ist deutlich, daß die sprachlichen Vorgänge in der Stadt Eger nicht nur mit dem Egerland, sondern auch mit den benachbarten Landschaften Oberpfalz, Oberfranken und Vogtland in Zusammenhang stehen⁴⁷.

Das im 16. Jahrhundert ziemlich seltene *mulczer* „Mälzer“ ist unter mhd. *a* eingereiht (S. 76). Neben dem germ. **mēltan* hat eine Schwundstufe **mul-tan* bestanden, z. T. mit beweglichem *s* (**smultan*). *Mulzen* „mälzen“ belegt Schmeller⁴⁸ in Franken und der Oberpfalz, ebenso *Mulzer* „Malzmüller“. Es handelt sich um keine besondere Schreibung für *a*. Auch bei *kegenwurt* neben *-wart* kann man die Berechtigung bezweifeln, hierin eine auffallende Schreibung für *-a-* zu sehen. Im Mhd. stehen beide Formen nebeneinander und *-wurt* ist ebenfalls die schwundstufige Gestalt. Schmeller⁴⁹ belegt *Gegenwürtl*, *-würtlig* in der älteren Sprache. In *stingel* „Stengel“ möchte Skála (S. 77) eine Hebung des *e* vor *n* annehmen. Das ahd. *stengil* beruht auf *stangil* und damit auf der Ablautstufe des idg. **stengh-* „Stange“⁵⁰ (vgl. unser

⁴⁶ Deutscher Wortatlas (= DWA). Hrsg. von Walther Mitzka und Ludwig Erich Schmitt. Bd. 5, Karte Sonnabend.

⁴⁷ Dazu Kranzmayer: Die Namen der Wochentage, Deckblatt 2, 3, 10.

⁴⁸ Schmeller, Andreas: Bayerisches Wörterbuch (Neudruck 1961). Bd. 1, Sp. 1597 ff.

⁴⁹ Schmeller II, 1013.

⁵⁰ Pokorny, Julius: Indogermanisches etymologisches Wörterbuch. München-Bern 1959 ff, S. 1015.

Stange), während ahd. *stungen* „stechen“ die Schwundstufe bietet. *Stingel* ist die Normalstufe, die im Bairischen die häufigste Form ist⁵¹.

S. 80 wird von mitteldeutschen Berührungen zwischen *e* und *i* gesprochen, die schon in ahd. Zeit auftreten. Aber *stig* „Treppe“ wird das mhd. *stiege* wiedergeben, denn *i* wird auch für *ie* geschrieben (S. 109), und die auf diphthongisches *ie*weisende Aussprache ist im Bairischen normal⁵². Ebenso wenig darf in *wubr*, *wühr* „Wehr“ eine *u*-, *ü*-Schreibung für *e* gesehen werden, abgesehen davon, daß in *wer* ein Umlauts-*e* vorliegt. Es handelt sich um die in der Mundart und in Flurnamen häufig begegnende dehnstufige Form mhd. *wuor*, *wüer* „Wehr“. In *silbraß ringla* „silbernes Ringlein“ liegt eine stark mundartliche Schreibung für ostfränkisches-mhd. *silberinez ringlin* vor, es steht also -*a* für mhd. *i* in unbetonter Stellung.

Bei *ie*-Schreibungen für gedehntes mhd. *i*, z. B. *auff die wiesen* (S. 82), wird die Entscheidung für schwierig gehalten, ob es sich um nhd. Dehnungsschreibungen oder um Schreibungen für mundartliches *i* handelt. Das gilt nur vom Schreibestandpunkt. Die Sprache kannte natürlich im 16. Jahrhundert schon längst die gedehnte Form und dem sucht die Schreibung in vielen Fällen zu folgen. Freilich hat sich die Schreibung von der Volksaussprache oft getrennt und bewegt sich in eigener Tradition. Wenn *viech*, *vich*, *viche* geschrieben wird, ist sie von der Mundart getrennt. Auch in der Stadt Eger wird wie auf dem Lande *feich* gesprochen worden sein, das eine sehr alte Diphthongierung *ie* aus *i* vor *h* in ahd. *vihu* voraussetzt.

Schreibungen *ruklin*, *ruckle* „Röcklein“, *tupfel* „Töpfchen“ müssen nicht mitteldeutsch sein (S. 84). Sie setzen Formen mit *u* (*ü*) fort, denn das ahd. *o* ist ja vor *i* der Folgesilbe zu *u* gehoben, umgelautet worden und *o* in Verkleinerungen für zu erwartendes *u* beruht auf Einfluß der *o* in *rock*, *topf*. Bei den Verkleinerungen wäre übrigens auf das Nebeneinander von -*lin*, -*le* und -*el* zu achten, da zwischen dem Oberpfälzischen mit -*l* und dem Ostfränkischen mit -*la* < -*li(n)* ein Unterschied besteht. Bei *Topf* hätte angemerkt werden können, daß es sich hier um ein ostfränkisches-thüringisches Wort handelt, das sich auf Kosten des bairischen *Hafen* durchsetzt; S. 271 wird das richtig betont. Eger liegt noch im 20. Jahrhundert an der Grenze des Hafnergebietes⁵³, *Hafner* ist noch im 15. Jahrhundert als Berufsbezeichnung zu belegen. Eine Verbreitungskarte der alten Berufs- und Familiennamen zeigt das Verhältnis von *Hafner* und *Töpfer* in vorhussitischer Zeit im Vergleich mit der heutigen Mundart⁵⁴.

Viele Jahrhunderte wurden Umlautsbezeichnungen bei *o*, *u* und *ō* nicht für unbedingt notwendig gehalten, weil man darin Lautvarianten sah, die man nicht genau wiedergeben mußte. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nehmen die Umlautsbezeichnungen zu und es wird ein Zusammenhang

⁵¹ Schmeller II, 771.

⁵² Schmeller II, 744.

⁵³ DWA IX (1959) Töpfer.

⁵⁴ Schwarz: Sudetendt. Familiennamen aus vorhussitischer Zeit, Abb. 14 und S. 125, 321.

mit der Luthersprache vermutet (S. 86). Das kann zutreffen, aber es wird im 16. Jahrhundert auch sonst beobachtet, daß man größere Genauigkeit und Differenziertheit bei den Schreibungen anstrebt, auch in katholischen Landschaften Süddeutschlands. Wahrscheinlich liegt beides vor.

In der Schreibung *kukūs* „Kux, Bergwerksanteil“ wird das erste *u* als Sproßvokal betrachtet (S. 88). Die Akten über dieses Wort sind noch nicht geschlossen. Es dreht sich darum, ob ein tschechisches *kukus* „Stück“ neben *kus* möglich und tschechisches *kukus*, *kuks* nicht wieder aus dem Deutschen entlehnt ist, letzten Endes, ob ein aus dem Tschechischen stammendes Lehnwort von Böhmen aus in die deutsche Bergwerkssprache eingegangen sein kann in einer Zeit, in der der deutsche Bergbau sonst in allen Ländern Europas führend ist.

Unter den Schreibungen für mhd. *ī*, wofür in der Egerer Kanzlei im 16. Jahrhundert regelmäßig *ei* begegnet, werden einige *i*-Schreibungen als alte Schreibtradition angesehen (S. 94). Das wäre auffallend, denn *ei* für mhd. *ī* trifft man schon seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts, wenn auch zuerst neben *i*. Darum sind *tribstecken*, *stritt*, *dryfeltigkeit* verdächtig, wenn für sie *ī* angesetzt wird. Neben dem mhd. *trīp* „Trieb, Antrieb“ steht das hochdt. Trieb, mhd. *tribel* „Treibel, Schlägel“, *tribelslage* „Reiftreibsel des Büttners“, *tribeln* als Intensivum zu *triben* und *Tribel* für den Stock ist im Bairischen noch bekannt⁵⁵. Ähnliches gilt für *Stritt* „Streit, Prozeß“, neben dem ja auch im Nhd. noch heute *strittig* „streitig“ gebraucht wird. *Stritt* für „Streit, Prozeß“ ist in den bairischen Mundarten gut belegt⁵⁶. Neben dem ahd. *dri* „drei“ tritt die Schwundstufe mit kurzem *i* im Dativ *drin* auf und noch das Mhd. kennt *drin* neben dem nach dem Nominativ ausgerichteten *drin*. In der Zusammensetzung ist *dri-* (vgl. nhd. *Drilling*) der bairischen Mundart gut bekannt⁵⁷. Alle drei Beispiele gehören deshalb unter kurzes *i*.

Ähnliches gilt für *u*, das im 16. Jahrhundert in Eger nicht mehr als traditionelle Schreibung von mhd. *ū* betrachtet werden kann, da doch schon lange *au* gesprochen worden ist. Neben *ūf* „auf“ hat eine Form mit schwundstufigem *u* bestanden (*uf*), deren Geschichte und Abgrenzung gegenüber *ūf* hier nicht dargelegt werden soll. Zur Schreibung *suck kalp* „Saugkalb“ (S. 97) muß bemerkt werden, daß es ein mhd. *suc* „Säugung“ gibt, dazu in der Mundart *suck* als Lockruf für Schweine, *Suckel* in der bairischen Mundart „junges Schwein“, *suckeln* „säugen“⁵⁸.

Eine Schreibsprache wird sich im Laufe der Zeit immer mehr von der gesprochenen Sprache entfernen, weil sie eine eigene Tradition entwickelt. Man schreibt in der Egerer Kanzlei *ie* und *u* für mhd. *ie*, *uo*, obwohl anzunehmen ist, daß dafür *ei* und *ou*, die gestürzten Diphthonge, gesprochen worden sind, man verwendet *eu* für mhd. *iu*. Es hängt von der Verbreitung mundartlicher Lautungen ab, ob sie sich trotzdem in den Schreibungen wenigstens gelegent-

⁵⁵ Schmeller I, 641.

⁵⁶ Ebenda II, 820.

⁵⁷ Ebenda I, 563.

⁵⁸ Ebenda II, 223.

lich bemerkbar machen können, obwohl sich auch hier der Gegensatz sprechen : schreiben sehr stark geltet macht. Aber daneben bestehen besondere Verhältnisse. Die gestürzten Diphthonge (z. B. *gout* „gut“) sind breitflächig, trotzdem begegnen sie kaum in der Schrift, vermutlich deshalb nicht, weil sie als grobmundartlich betrachtet werden und gegen die überlandschaftlich traditionelle Schreibung *u* nicht aufkommen können. Um so auffallender ist es, wenn man andererseits bemerkt, daß sich Lautneuerungen in der Schreibung durchsetzen können. Das mhd. *s* hatte eine *ž*-, *š*-artige Aussprache. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, besonders um das Ende, ist zu beobachten, daß einzelne Schreiber die alte Schreibung *z* für mhd. *z* (z) aus *t* aufgeben und z. B. *es* für mhd. *ez* „es“ zu schreiben beginnen⁵⁹. Damit sind die Angaben bei Skála (S. 135) zu vergleichen. Hier handelt es sich um eine großräumige, fast gemeindeutsche Lautveränderung, der die Schreibung bald folgt. Ähnliches gilt für die Durchsetzung der neuen Diphthonge *ei*, *au*, *eu* für mhd. *i*, *ū*, *iu*, der die Forschung soviel Aufmerksamkeit entgegenbringt. Etwa im 14. Jahrhundert, beginnend wohl landschaftlich im 13., führt die bairische Mundart die Entrundung von *ü*, *ö*, *œ*, *iu* (*eu*) durch. Für *liute* wird dann nicht mehr *läut(e)* gesprochen, sondern *laitt*. Hier folgt die Schreibung bisweilen und Skála kann viele Belege anführen (S. 100), z. B. *Heillig Creitz* für den Ortsnamen Heiligenkreuz, ebenso *e*, *i* für *ö*, *œ*, *ü*. Dagegen ist bei mhd. *ei* der Einfluß der Mundart auffallend gering. Es wird im Bairischen dafür *ov*, *qi* gesprochen, aber *ai*, im Mitteldeutschen eher *ei*, geschrieben. Der Beobachter der Kanzleisprache muß sich darauf beschränken festzustellen, warum z. B. in Eger oder Meißen zeitweilig alte *ai*- oder *ei*-Schreibungen zurücktreten und was als Ursache angesehen werden kann. Eher schon kann das im Ostfränkischen und Teilen des Bairischen vorkommende *a* für mhd. *ei* manchmal begegnen. Neben der Lautgeographie ist hier wohl auf die in städtischen Patrizierfamilien übliche Stadtsprache zu schließen (dazu S. 103). Aber *e* in Schreibungen haupttoniger Silben wie *wegerung* „Weigerung“, *gemeniglich* kann nicht als Kürze angesehen werden (S. 103) zum Unterschied von nebentonigen Silben, wo dies phonetisch leichter begreiflich ist, weil hier kein Nachdruck vorhanden ist, etwa *vrttel* „Urteil“, *öhem* „Oheim“. *Vorbeschiedt* „Vorbescheid“ wird als Verschreibung angesehen. Es gilt im Mhd. neben *bescheid* die alte schwundstufige Form *beschit*. Die auffällige Schreibung *laub* „Laipe“ (neben sonstigem *ai*) wird etwas kompliziert erklärt. Vor *b* ist mhd. *ou* zu *ā* geworden, es heißt egerländisch *lāb* „Laub“⁶⁰. Wußte der Schreiber, daß dieses *ā* im Ostfränkischen für mhd. *ou* gesprochen wurde, konnte für mundartliches *ā* aus *ei* ein *au* in falscher Analogie geschrieben werden.

⁵⁹ Schulze, Ursula: Studien zur Orthographie und Lautung der Dentialspiranten *s* und *z* im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert, durchgeführt auf Grund der ältesten deutschsprachigen Urkunden im nordbairisch-ostfränkischen und thüringisch-obersächsischen Sprachgebiet. Tübingen 1967 (Hermaea, Germanistische Forschungen NF 19).

⁶⁰ Roth 97.

Für geschriebenes *thonn*, *thon* „tun“ gibt Skála (S. 107) eine merkwürdige Erklärung. Es soll sich aus dem Wegfall von *u* im mundartlichen Diphthong *ou* erklären. Er meint, das mhd. *tuon* sei in der Mundart regelrecht zu *toun* geworden und dann das *u* weggefallen. Das ist eine recht primitive Vorstellung, die zum Gefüge der Mundart nicht paßt. In Wirklichkeit setzt ein Teil des Ostfränkischen ein spätmhd. *tān* für den Infinitiv voraus, das auch so geschrieben wird und besonders in Nürnberg beliebt gewesen zu sein scheint, wo heute *dū* herrscht. Eger liegt heute außerhalb des von Würzburg nordostwärts streichenden *tō*-Gebietes (*ō* steht für mundartliches *ā*), das bis ins Vogtland reicht⁶¹.

Bei den besonderen Schreibungen für mhd. *üe* hätte bei *fröling*, *fröling* „Frühling“ (S. 108) bemerkt werden sollen, daß hier mundartlicher Einfluß vorliegt, vgl. egerländisch *frölin*⁶².

Die Ausdrucksweise „Zusammenfall des anlautenden *p* und *b* in stimmlose Lenes im Bairischen und Ostmitteldeutschen“ (S. 111) ist etwas mißbräuchlich. Das gilt z. B. nicht für das Schlesische, das *b*- und *p*- nach alter Weise als stimmhafte und stimmlose Laute unterscheidet und nur in bestimmten Wörtern *p* gebraucht (z. B. *pukl* „Buckel“). Die ostmitteldeutschen Kanzleisprachen setzen westlich vom Schlesischen den früheren Zustand mit *b*- und *p*- auch nach der spätmhd. Konsonantenschwächung fort, die schlesischen Schreibungen entsprechen der Aussprache. Im Bairischen handelt es sich darum, daß schon in der ahd. Zeit *b*- bei der zweiten Lautverschiebung zu *p*- geworden ist, das noch bairische konservative Mundarten sprechen, während später eine stimmlose Lenis eintrat, für die sowohl *b*- als auch *p*- geschrieben werden können. Die schlesische Schreibung erklärt sich dadurch, daß es sich um eine beharrende Mundart im Ostflügel des Mitteldeutschen handelt, die die Konsonantenschwächung nicht mitgemacht hat, zumal die sorbische Barriere die Weitergabe der Neuerung nach Osten hinderte. Die Darstellung und Beurteilung einer Schreibsprache muß bei aller Rücksicht auf ihre Tradition doch auf die Mundartverhältnisse und die geschichtliche Entwicklung schauen, um Zusammenfall mit der Mundart und Umgangssprache, aber auch Auseinandergehen unterscheiden zu können.

Im Lehnwort *schetzen* Akk. Plur. „Schöpfe“ erscheint tschech. *skopec* synkopiert und mit *tz* für das tschech. *c*, sagt Skála (S. 111). Genauer ist dazu zu bemerken, daß gewiß *skopec* damit in Verbindung steht. Aber die Entlehnungsgrundlage kann es nicht gewesen sein. Das slawische *sk* macht die Wandlung zum mhd. *sch* mit, d. h. das *sk* der slawischen Grundlage wird wie das ahd. *sk* behandelt, das in der Mitte des 11. Jahrhunderts in *sch* übergeht, in dem es noch kaum direkte Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen gegeben hat⁶³. Die Umlautung des *o* zu *ö* im Deutschen kann

⁶¹ Dazu Schwarz: Sudetendeutsche Sprachräume 115 ff. mit Abb. 24 und die hier verzeichnete Literatur.

⁶² Roth 88.

⁶³ Dazu Schwarz, Ernst: Sprache und Siedlung in Nordostbayern. Nürnberg 1960, S. 255 ff. (Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft 4).

nicht bei einer Grundlage *skopec* erfolgt sein, entweder bei einer flektierten Form *skopci* „die Schöpse“ oder bei einer altslawischen Form, die noch das reduzierte *i* besessen hat, das erst im 10. Jahrhundert aufgegeben worden ist. Dann wird es sicher, daß die Entlehnung nicht aus dem Alttschechischen, sondern aus einer anderen alten slawischen Sprache erfolgt ist, und zwar in einer Landschaft, in der es schon im 10. Jahrhundert mindestens sprachliche Beziehungen zwischen Deutschen und Slawen gegeben hat, also am ehesten in der Oberpfalz und am oberen Main. Dazu stimmt, daß die Lautung *Schez*, *Schiz* von Schmeller⁶⁴ aus der Oberpfalz und Franken berichtet wird. Die Form ist demnach aus *schöptz* entstanden und zu *schöps*, *schötz* assimiliert worden und aus früher besiedeltem nordbairisch-oberfränkischen Gebiet wie andere Lehnwörter⁶⁵ von den Deutschen ins Egerland weitergetragen worden.

S. 114 werden *w*-Schreibungen für *b* in der Egerer Kanzlei zusammengefaßt, wobei wieder der nur die Schreibungen feststellende Standpunkt des Verf. zur Geltung kommt. Frägt man nach den Hintergründen in der Sprache, sieht man, daß es sich dabei um verschiedene Dinge handelt. Wenn im Inlaut *w* für *b* geschrieben wird, wird richtig gesehen, daß die im Inlaut zwischen Vokalen bestehende spirantische Aussprache *w* die Schuld trägt. Wenn die Vorsilbe *be-* als *we-* auftritt, z. B. *wegraben* „begraben“, dreht es sich um eine typisch bairische Schreibweise des 15. Jahrhunderts, die schon im 13. in manchen bairischen Kanzleien begegnet⁶⁶. Hier handelt es sich um eine unbetonte Vorsilbe. Bei *weserung* „Besserung“, wo die erste Silbe betont war, liegt die bairische Schreibung *w-* für *b-* vor, die mit *b-* für *w-* (S. 142) korrespondiert. Es ist in der Spätzeit eine Fortführung alter Schreibmöglichkeiten, auf deren lautliche Grundlage hier nicht eingegangen werden soll. Wenn für lateinisches *b-* ein *w-* geschrieben wird, z. B. *Warbl* für Bärbel, wird die in Süddeutschland in solchen Fällen tatsächlich bestehende Aussprache mit *w* fortwirken. Lessiak weist darauf hin, daß das lateinische anlautende *b* und selbstverständlich auch das inlautende zwischen Vokalen auf bairisch-österreichischem Boden ohne Zweifel als *w* gesprochen worden ist, wie die wohl über das gesamte bairisch-österreichische Sprachgebiet verbreitete Aussprache *warwara* „Barbara“, *sewastian* „Sebastian“ beweist⁶⁷. Auch tschechisches *b-* kann in einer Spätschicht durch *w-* wiedergegeben werden, z. B. *wuchtl* „Buchtel“ (tschechisch *buchta* „Mehlspeise“). Diese Lautersatzerscheinungen spielen bei der Übernahme tschechischer Ortsnamen ins Deutsche eine Rolle⁶⁸. Das Nebeneinander von *Schwefel* und *Schwebel* erstreckt sich über das ganze hochdeutsche Sprachgebiet, soweit

⁶⁴ Schmeller II, 492.

⁶⁵ Dazu Schwarz, Ernst: Probleme der sudetendeutschen Lehnwortgeographie. Zs. f. Mundartforschung 26 (1958) 128—150; über Schöps S. 148.

⁶⁶ Dazu Schwarz, Ernst: Probleme alter Sprachinselmundarten. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 58 (1934) 371.

⁶⁷ Lessiak, Primus: Die Mundart von Pernegg in Kärnten. Ebenda 28 (1903) 125.

⁶⁸ Schwarz: Die Ortsnamen der Sudetenländer² 308 ff.

es *f* und *b* scheidet⁶⁹. Bei *Zwiebel* soll die ostmitteldeutsche spirantische Aussprache die *f*-Schreibung in *Zwiefel* veranlaßt haben. Aber hier handelt es sich um die mehrfache Entlehnung des lateinischen *p* in *caepulla*, worüber Lessiak ausführlich gehandelt hat⁷⁰. *Huff* „hob“ gehört nicht in diesen Abschnitt, es setzt mhd. *huof* als Sing. Praet. zu *heven* „heben“ fort, bevor der Ausgleich mit dem vom Plural des Praet. und dem Part. Praet. vordringenden *b* vollzogen war.

Daß nicht alle Erscheinungen nur graphisch beurteilt werden, sondern in manchen Fällen direkt mit der Mundart verglichen werden können, betont Skála (S. 119) bei dem Antritt von *-d*, *-t* z. B. bei *imand* „jemand“ (mhd. *ieman*). Da solche Wörter auch in unsere Schriftsprache Eingang gefunden haben (jemand, einst für mhd. *eines*), ist zu erwarten, daß sie sich auch in älterer Zeit in der Schrift niederschlagen. Bei *faßnacht* „Fastnacht“ (S. 120) sollte nicht vom Wegfall des *t* gesprochen werden. Die alte Form ist mhd. *vasnacht*, Fast- ist erst später hineingedeutet worden.

Die Anführung alter Schreibungen in Kanzleisprachen wirkt etwas eintönig und kann interessanter gemacht werden, wenn auf Fortleben alter Verhältnisse, Schreibungen in benachbarten Kanzleien, mundartgeographische Beobachtungen, Beispiele aus der Orts-, Flur- und Personennamengebung hingewiesen wird. So ist *teusch* „deutsch“ noch im 16. Jahrhundert Fortsetzung des schon mhd. vorkommenden *tiusch* für *tiutsch*, wo mit Dissimilation zu rechnen ist. Der Abschluß eines Handels erfolgte in alter Zeit durch einen Gelöbnistrank mit Obst-, Gewürzwein (mhd. *lit*). Diese Sitte war weitverbreitet und wurde auch von den Tschechen, Slowenen, Serbokroaten und Polen übernommen und ist bis zu den Russen weitergegeben worden, wobei *-kouf* durch das schon früher eingebürgerte *-kup* ersetzt wurde. Wenn in Egerer Schreibungen des 16. Jahrhunderts *leikauff* begegnet, handelt es sich um eine aus *litkouf* assimilierte Form, so daß nun Umdeutung zu „Leihkauf“ möglich war, denn bereits 1352 wird *leigchauff* geschrieben. In Prag begegnet schon 1349 ein *Martinus Leychauff*, in Saibendorf bei Deutsch Brod 1350 *Hensl Leykeb*⁷¹ für mhd. *litgebe* „Schenk-wirt“, das noch heute im Familiennamen Leitgeb fortlebt, wo die bereits im 14. Jahrhundert eingetretene Assimilation von *tg* zu *k* deutlich ist.

Als Besonderheiten werden *-g*- und *r*-Schreibungen für *d* in 1558 *Wunsigel* „Wunsiedel“ und 1540 *klarung* „Kleidung“ bezeichnet (S. 122). Die Form *-sigel* für *-sidel* kommt auch anderswo vor, 1592 *Wonsigel*, 1612 *Wonsiegel*, in der Mundart gilt *wawsigl*. Teile des Ostfränkischen kennen diese Assimilation von *dl* zu *gl*, die auf einer besonderen Aussprachsvariante des *g* vor *l* und *n* beruht. Das bekannteste Beispiel ist das Nebeneinander von Rednitz, das dem alten *Radantia* entspricht, und Regnitz, heute für den Unterlauf des Flusses gebraucht. Nördlich vom Erzgebirge, in Nordböhmen und in Teilen des

⁶⁹ Lessiak, Primus: Beiträge zur Geschichte des deutschen Konsonantismus. Brünn 1933, S. 248 (Schriften der phil. Fakultät der Deutschen Univ. Prag 14).

⁷⁰ Ebenda 206 ff.

⁷¹ Schwarz: Sudetendeutsche Familiennamen 191, 190.

Meißnischen sowie des Schlesischen nähert sich *kl-* mehr oder weniger dem *dl-* (*dlēna* „klein“, mhd. *kleine*). Diese Erscheinung kennen auch Landschaften in Österreich⁷², doch wird das Auftreten in Eger darin begründet sein, daß man die mundartliche Aussprache von Wunsiedel in bestimmten Kreisen der Stadt gekannt hat. Anders ist das inlautende zwischenvokalische *-r-* für *-d-* zu beurteilen. Skála macht mit Recht auf das Vorkommen in der Mundart des Chotieschauer Stiftsgebietes aufmerksam. Obwohl sich dieser Übergang auch in mittelbairischen Gegenden vereinzelt findet⁷³, wird man, da der Lautwandel sonst im Egerland nicht auftaucht, eher einen Zusammenhang mit dem weiter westlich im Ostfränkischen gelegentlich erscheinenden *-r-* für *-d-* annehmen, vgl. um Bayreuth *fōra* „Vater“ *mūra* „Mutter“⁷⁴, in Stadtsteinach *fōre*, *müre*⁷⁵. Ein Gebiet mit *-d-*Rhotazismus bei „Vater“ zeichnet Koß ein⁷⁶. Es handelt sich um Restformen in bestimmten, aber häufig gebrauchten Wörtern. Der Erscheinung ist E. Müller nachgegangen⁷⁷. Im Rheinfränkischen ist inlautendes zwischenvokalisches *-d-*, *-t-* zu *-r-* weit verbreitet und es ist deshalb wahrscheinlich, daß es von fränkischen Siedlern nach Osten mitgenommen und beim Ausgleich der Mundarten auf wenige Fälle beschränkt worden ist⁷⁸. Deshalb wird man bei *klarung* in Eger ein Beispiel für in der Nachbarschaft stattgefundenen ostfränkisch-oberpfälzischen Mundartaussgleich sehen dürfen.

Für *k-* wird in der Egerer Kanzlei im 16. Jahrhundert öfters *kb-*, *ckb-* geschrieben. Ich hatte gemeint, darin eine Nachahmung der gleichen Schreibgewohnheit der kaiserlichen (habsburgischen) Kanzlei sehen zu dürfen⁷⁹. Skála (S. 123, 125) hält dafür, wenn seine Worte richtig verstanden werden, daß hier mundartlicher Einfluß vorliegen könne, weil *kcb-*Aussprache in der Mundart vorhanden sei. Das ist nicht richtig, weder Roth noch Eichhorn kennen eine Affrikata in dieser Stellung⁸⁰. Die Affrikata *kcb-* war im Altbairischen weiter verbreitet als heute, wo sie auf Tirol beschränkt ist, während in Kärnten ein stark behauchtes *kb-* nicht nur vor Vokalen, sondern auch vor Konsonanten gesprochen wird. Wie weit diese Aussprache nordwärts gereicht hat, ist noch festzustellen, besonders, ob sie auch Teile

⁷² Kranzmayer, Eberhard: Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Wien 1956, S. 86.

⁷³ Ebenda 82.

⁷⁴ Fink, Hermann: Die Laute der Mundart von Bayreuth. Nürnberg 1930, S. 49 und § 105.

⁷⁵ Schübel, Georg: Die Ostfränkisch-Bambergische Mundart von Stadtsteinach im ehemaligen Fürstbistum Bamberg. Gießen 1955, S. 103 (Beiträge zur dt. Philologie 3. Hrs. von Walther Mitzka).

⁷⁶ Koß, Gerhard: Mundartmischung und Mundartaussgleich am westlichen Obermain. Studien zur Dialektgeographie des Coburg-Obermaingebietes. Coburg 1967, Karte 11, 2 (Coburger Heimatkunde und Heimatgeschichte. Teil 2, Heft 21).

⁷⁷ Müller, Erich: Der *-d-*Rhotazismus im Westmitteldeutschen. Diss. Marburg 1931.

⁷⁸ Schwarz: Sudetendeutsche Sprachräume² 196.

⁷⁹ Schwarz: Die Grundlagen der nhd. Schriftsprache 10.

⁸⁰ Roth 128. — Eichhorn 83.

des Ostfränkischen erfaßt hat. In weiten Gebieten des Bairischen, vor allem des Mittel- und Nordbairischen, ist dann dafür behauchtes *k*, also *kb-*, eingetreten, zunächst auch vor Konsonanten, später nur vor Vokalen geblieben. Hier liegt eine Folge der binnenhochdeutschen Konsonantenschwächung vor. Als von der oberen Saale aus das Schönhengsterland um etwa 1250 besiedelt wurde, war das aspirierte *kb-* auch vor Konsonanten noch vorhanden, denn sie galt hier bis zuletzt⁸¹. Hier wurde z. B. *kbrip* „Krippe“, *kblopfm* „klopfen“ gesprochen. Dasselbe *kb-* auch vor Konsonanten kennt die schlesische Mundart Nordmährens und des Adlergebirges⁸², so daß hier ein Zusammenhang mit dem Süden der Grafschaft Glatz besteht⁸³. Von einer Affrikata in Eger und im Nordbairischen wird man im 16. Jahrhundert nicht sprechen können. Aus den beim Landesausbau des 13. Jahrhunderts nach Osten mitgenommenen Mundarten kann man nur schließen, daß damals *k* noch vor Konsonant behaucht war. Bei Schreibungen wie *kbnecht* wird im 16. Jahrhundert auf ein behauchtes *k* zu schließen und bei solchen mit *ch-* (*chammer* „Kammer“) wird nichts anderes anzunehmen sein, auch dann nicht, wenn es sich um eine Schreibung nach der österreichischen Kanzlei handeln sollte.

Schreibungen wie *jarkuchen* „Garküche“ hält Skála S. 127 am ehesten für mitteldeutsch, aber S. 143 f. sieht er selbst *g-* für *j-* (z. B. *garmarck* „Jahrmarkt“) als eine parallele Entwicklung an, freilich wieder als mitteldeutsche Schreibtradition. Doch hat es wirklich ein *g-* für *j-* im Nordbairischen gegeben (*gouu* „Jahr“) ⁸⁴. Es ist deshalb nicht an Schreibung, sondern an wirkliche Aussprache zu denken. Auch tschechische und sorbische Ortsnamen haben in diesen Landschaften den Wandel von *j-* zu *g-* mitgemacht. Erste Belege stammen in Westböhmen aus dem 15. Jahrhundert, die Erscheinung wird bis ins 14. zurückreichen⁸⁵.

Bei dem Wegfall von *b* in der Gruppe *hs*, z. B. *flassens hembd* 1569 (S. 129), wäre ein Hinweis auf das Problem im Nordbairischen einschließlich des Egerländischen nützlich gewesen. Eger liegt gerade an der Grenze eines Gebietes von *floas* „Flachs“ und diese Erscheinung war deutlich im Zurückweichen begriffen, was wortweise verschieden schnell vor sich ging⁸⁶. Dabei ist gleichzeitig das Auftreten von „Flachs“ gegenüber sonstigem bairischen *har* „Flachs“ bemerkenswert. Es handelt sich in solchen Fällen wie bei *g-*

⁸¹ Benesch, Irmfried: Lautgeographie der Schönhengster Mundarten. Brünn 1938, S. 148 (Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern 3).

⁸² Weiser, Franz: Lautgeographie der schlesischen Mundart des nördlichen Nordmährens und des Adlergebirges. Brünn 1937, S. 90 (Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern 1).

⁸³ Blaschke, Gerhard: Lautgeographie der südlichen Grafschaft Glatz. Marburg 1966, S. 136 (Dt. Dialektgeographie 69).

⁸⁴ Dazu und über die wortweise Ausdehnung in der Oberpfalz nach Süden Kranzmayer: Historische Lautgeographie 73. Viele Beispiele aus dem Egerländischen bei Roth 106.

⁸⁵ Belege und weitere Literatur zu dieser Frage bei Schwarz: Die Ortsnamen der Sudetenländer² 245.

⁸⁶ Dazu Schwarz: Sprache und Siedlung in Nordostbayern 425 mit Abb. 9.

für *j*- um Zusammenhänge mit dem Ostfränkischen und Thüringischen, so daß sie Aufmerksamkeit verdienen, da sie auf die Entwicklung des Nordoberpfälzischen und Egerländischen Licht werfen.

Die *ck*-Schreibungen *reucklocher* „Rauchlöcher“, *waicken* „weichen“, *streicken* „streichen“ des 16. Jahrhunderts werden als isoliert bezeichnet (S. 133), ohne hinzuzufügen, daß hier wieder mundartliche Lautungen in die Schrift gedrungen sind. Auf bairischem Boden sind *rauka* und *wəka* bezeugt⁸⁷ und für „Raucherammer“ wird *raigokhymn* gemeldet⁸⁸. Wie das altnordische *reykja* zeigt, liegt ein germanisches **rauk-jan* vor. Vor *j* mußte *k* geminiert werden und ein **raukkjan* ergeben, das zum oberpfälzischen *rauken* geführt hat. Wurde bei **raukkjan* nach Diphthong die Geminatio vereinfacht, entweder vor der 2. Lautverschiebung oder beim Ausgleich in der Biegung, ergab *k* ein *ch*, sonst wurde *kk* zu *kch*, *k*. Neben dem Substantivum **rauka* kann ein ja-Stamm **raukkja* bestanden haben, wodurch sich Umlaut und *k* bei *reuk* „Rauch“ erklären lassen, falls nicht Beeinflussung durch das Verbum vorliegt. Das ahd. *weichen* hat eine intransitive Bedeutung „weich werden“, was ein ahd. *weihhēn* voraussetzt, und eine transitive „weich machen“, die auf einem Kausativum **waik-jan* beruht, wobei die gleiche Entwicklung wie bei *rauken*, *rauchen* anzusetzen ist. Das konnte sich reliktwise in Teilen des Bairischen erhalten und in die Kanzleisprache aufgenommen werden. Bei „streichen“ belegt zwar Schmeller keine *k*-Form. Aber das neben dem starken Verbum *strichen* stehende *streichen* „streifen; streicheln; glatt streichen“ geht als Kausativum auf ein **straikjan* zurück, bei dem dieselbe Entwicklung vor auszusetzen ist.

In mehreren zahlenmäßig beschränkten Schreibungen mit *pf* für *f* wird „harter Laut“ vermutet (S. 134), worunter wohl stimmloses *f* verstanden wird. Aber es gibt verschiedene Gründe dafür. In *Schleipferin*, *geschleipft* ist nicht von mhd. *slifen* auszugehen, sondern vom Kausativum mhd. *sleipfen* „gleiten machen, schleifen, schleppen“. *Pfynnich* „finnig“ ist eine im Mhd. weit verbreitete Form mit *pf*-, die der Entlehnung aus dem lateinischen *pinna* entspricht. Das *-s-* in einer Schreibung wie *Nebesnitz* für *Nebanitz* ist nicht unetymologisch, sondern beruht auf deutscher Entwicklung eines tschechischen Ortsnamens⁸⁹. Der vereinzelte Ausfall des *s* in: *summa der sechten sumb* „6. Summe“ (S. 137) ist schon in ahd. Zeit bezeugt⁹⁰. Schmeller kennt zwar keinen Beleg mehr dafür, aber die Form kann ihre Tradition haben oder jederzeit als Dissimilation neu entstanden sein. Bei *hebanna* neben *hebame* „Hebamme“ liegt kein Wechsel zwischen *m* und *n* vor. Das mhd. *beb(e)amme* ist eine Umdeutung von ahd. *bev(i)anna* „Hebegroßmutter“. Die Bewahrung der Kürze deutet auf *-nn-* und damit eine Reliktform, die in

⁸⁷ Schmeller II, 15; 834.

⁸⁸ Braun, Hermann: Wortgeographie des historischen Egerlandes. Halle/Saale 1938, S. 133 (Mitteldeutsche Studien 12).

⁸⁹ S. die Bemerkungen bei Schwarz: Die Ortsnamen der Sudetenländer² 323.

⁹⁰ Braune, Wilhelm: Althochdeutsche Grammatik⁸. Tübingen 1953, § 278 Anm. 1.

älterer Zeit noch häufig gewesen sein wird. Der DWA bringt noch mehrere Belege aus Westböhmen⁹¹.

In Schreibungen des 16. Jahrhunderts mit *nd* für mhd. *n* liegt in Fällen wie *erindren* „erinnern“ kaum ein echter Sproßlaut vor, obwohl er an und für sich möglich ist, eher wie sonst eine umgekehrte Schreibung wie bei *under* „unser“ für *unner*.

Von den Belegen mit besonderen *n* (S. 148) lassen sich einige aufklären, so *genung* „genug“, das über das Bairische hinaus weit verbreitet ist, wo eine rückschreitende Assimilation vorliegt, *beindt*, das nicht auf mhd. *biute* „heute“, sondern auf mhd. *hīnte* aus *hīnabt* „heute Nacht“ zurückgeht, mundartlich *haiñd*, *kellner* „Keller“, weil neben dem Berufsnamen mhd. *kēlner* auch die Form *kēller* üblich ist. In Schreibungen wie *abprunner* „abgebrannt“, *czu prenner* „zu brennen“ (S. 149) steht *-er* für *-a*. Es handelt sich wie so oft um umgekehrte Schreibungen. Weil *-en* nach Nasenlaut zu *-a* geworden ist (*krāinā* „greinen“), ebenso *-er* zu *-a* (*lēara* „Lehrer“), kann bei Schreibern Unsicherheit entstehen. In *pfrenger* „Kleinhändler“ 1597 wird keine Kontamination mit mhd. *phrengen* „bedrängen“ vorliegen (S. 149), weil die Bedeutung dazu nicht stimmt, sondern *-gen-* ist zu *-ŋ-* geworden und die Schreibung gibt die mundartliche Aussprache für *pfregener* „Krämer“ wieder. In *Merherrn* „Mähren“ braucht *-rr-* nicht als Einschiebelaut betrachtet zu werden (S. 150), denn es ist der Volksname „bei den Mähren“, vgl. Böhmen aus *ze den Bēheimen*. Auch in 1597 *Albernreuth* für Albenreuth bei Eger liegt kein eingeschobenes *r* vor, denn im ersten Teile steckt der deutsche Personennamen *Albero*, vgl. 1284 *Albernreut*⁹².

Dankenswerterweise werden S. 194 ff. Schreibungen von Ortsnamen in den Egerer Quellen mitgeteilt. Für Strahov, Teil von Prag, wird 1582 *der apt außm Strohoff* geschrieben (S. 195). Die deutschen mittelalterlichen Sprechformen für Orte bei Prag sind in nachhussitischer Zeit nach der Deutschenvertreibung im Anfang der Unruhen meist untergegangen, aber der Klostername ist in Eger in der alten Mundartgestalt mit Verdampfung des *a*⁹³ bekannt geblieben.

Daß bei dem als höfische Anrede und Respektform bekannten *dero* nicht, wie sonst angenommen wird, Übernahme aus dem Alemannischen vorliegt, sondern eine seit dem Humanismus üblich gewordene Form (S. 216), leuchtet ein. Gewiß wird man bei den Verwechslungen von auslautenden *-m* und *-n* nicht durchaus mundartliche Schreibungen annehmen (S. 217), denn es wird ja auch für *-n* oft *-m* geschrieben, aber der mundartliche Übergang von *-m* in der unbetonten Silbe zu *-n* bewirkt eine gewisse Unempfindlichkeit, die letzten Endes doch auf die mundartliche Entwicklung zurückgeht.

Gut sind andere Beobachtungen, so daß in der Flexion der Verben aus-

⁹¹ DWA V Hebamme.

⁹² Monumenta Egrana. Hrsg. von H. Gradl. Eger 1884, S. 172.

⁹³ Zur Verdampfung tschechischer Ortsnamen mit *a* im Deutschen Schwarz: Die Ortsnamen der Sudetenländer² 353.

lautendes *-e* besser bewahrt ist als bei der Deklination, z. B. im Konjunktiv (S. 235), wo *-e* zur Unterscheidung diene. Das *ge-* fehlt in der Egerer Kanzlei wie bei Luther nicht nur bei den perfektiven Verben, sondern auch sonst, so daß wie im Oberdeutschen Assimilation von *g-* nach Synkope des *-e-* an folgende Konsonanten vorliegt. Deshalb wird es wahrscheinlich, daß dieselbe Erscheinung bei Luther nicht als niederdeutscher Einfluß zu betrachten ist (S. 236).

Wenn S. 253 bemerkt wird, daß die Egerer Kanzleisprache *gän, stän* meidet, während sie bei Luther bis 1531 noch vereinzelt vorkommen, so sollte daraus kein besonderes Verhältnis zum Neuhochdeutschen vermutet werden, denn Eger liegt schon seit dem späten Mittelalter im Bereich der *gēn, stēn*, während Thüringen an nordmitteldeutsches und niederdeutsches *gän* angrenzt. Die Formen mit *-ē-* sind ja vom Bairischen ausgegangen und haben außer Bayern Ost- und Rheinfranken erfaßt. Die Verhältnisse des 15. Jahrhunderts beleuchtet Karte 4 bei Besch⁹⁴. Neben *gewesen* erscheint *gewest* wie bei Luther (S. 255). Dazu stimmen die Verhältnisse des 15. Jahrhunderts, die auch in Bamberg und Nürnberg das Nebeneinander in der Schrift bezeugen⁹⁵. Daß das in bairischen Mundarten begegnende *gawēn* nicht in den Urkunden erscheint, ist begreiflich. Die Form wird als stark mundartlich gefühlt, ist freilich auch alt, aber nicht in der nördlichen Oberpfalz bekannt⁹⁶. In manchen Einzelfragen ist man in Eger auf dem neuhochdeutschen Stand schon eher angelangt als Luther, so überwiegt bei diesem noch bei *gegen* die Verbindung mit dem Dativ, obwohl der Akkusativ zuerst in mitteldeutschen Quellen auftritt, während man in Eger schon den Akkusativ vorzieht (S. 259). Der neuhochdeutsche Unterschied bei *ebe* und *eber* ist hier schon vorhanden, während Luther in beiden Funktionen beide Formen gebraucht (S. 265).

Einige Worte seien dem Wortschatz gewidmet, wo sich in Mischung und Auswahl Wörter durchsetzen, die Übereinstimmung mit der Wortwahl Luthers schon um 1500 zeigen. Manche Ausdrücke bleiben landschaftsgebunden. Skála bemerkt (S. 268), daß ein systematischer Vergleich mit der Sprache Luthers nicht möglich ist, weil lexikalische Arbeiten fehlen. Auf einige Fortschritte nach dem Abschluß seiner Arbeit wird noch aufmerksam zu machen sein. Zum Vergleich mußte die moderne Mundart benützt werden und das sich auf die Umgangssprache stützende Buch von Kretschmer⁹⁷, der Deutsche Wortatlas und der Deutsche Sprachatlas⁹⁸, für die ältere Zeit bot das Buch von Gleißner⁹⁹ nur geringe Vergleichsmöglichkeiten. Es ist natürlich, daß in Eger im 16./17. Jahrhundert noch manche Wörter leben, die seitdem aufgegeben oder zurückgedrängt sind, z. B. ist neben dem schon vor der

⁹⁴ Besch: Sprachlandschaften 82 ff.

⁹⁵ Vgl. Karte 100 bei Besch: Sprachlandschaften und S. 324 ff.

⁹⁶ Dazu Abb. 11 bei Schwarz: Sudetendeutsche Sprachräume² 54.

⁹⁷ Kretschmer, Paul: Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. Göttingen 1918.

⁹⁸ Deutscher Sprachatlas. Hrsg. von Ferdinand Wrede und Bernhard Martin, fortgesetzt von Walther Mitzka und Bernhard Martin. Marburg 1926 ff.

⁹⁹ Gleißner: Urkunde u. Mundart.

Humanistenzeit aus dem Lateinischen eingedrungenen *advocat* noch *vürsprech* (ein *an*-Stamm) und das jüngere *vürsprecher* bekannt. Diese Bildungen mit *-er*, ahd. *-āri*, haben in stark zunehmendem Maße die älteren mit *-an* und *-ja(n)*-Suffixen gebildeten Nomina agentis verdrängt, von denen sich bis heute nur wenige gehalten haben, so das mundartlich weit verbreitete *becke* „Bäcker“, *der erbe*, Bräue (in Süddeutschland). Neben *pinter* „Faßbinder“ begegnet auch *büthner* „Büttner“ (S. 269). Hier wäre ein Hinweis auf den DWA IX möglich gewesen, der 1959 erschienen ist (Karte Böttcher). Sie zeigt, daß im Egerland noch in der Gegenwart *Binder* und *Büttner* in Auseinandersetzung standen. Ähnlich war es im 14. und 15. Jahrhundert, wenn man die Berufsbezeichnungen und Familiennamen heranzieht¹⁰⁰. Für den Klempner wird in Eger *flaschner* geschrieben, während in der Mundart auch *Klempner* und *Spengler* gemeldet werden, wie Skála unter Verweis auf DWA IX richtig anführt. In Frauenreuth bei Eger begegnet 1403 *Frana flaschensmyd*, in Prag 1379 *Ula flaschner*¹⁰¹. Berufsbezeichnungen müssen freilich bei der Frage nach Übereinstimmung mit der alten und heutigen Mundart mit einiger Vorsicht benützt werden, weil sie durch die Wanderung der Handwerksgesellen über ihren Ursprungsbereich hinaus verbreitet waren. Für den Fleischer verzeichnet Skála aus dem 16. Jahrhundert *fleischbacker*, *fleischman*, *fleischer* und *fleischner*, es hätte aus dem von ihm nicht herangezogenen Buch über die alten sudetendeutschen Familiennamen noch 1374 *Hensel Flaischknecht* im Egerer Achtbuch I, 162 hinzugefügt werden können¹⁰². *Fleischmann*, heute als Familienname nicht selten, war im 14. Jahrhundert um Eger als Berufsbezeichnung geläufig. Eine Kombination der alten Berufs- und Familiennamen mit der heutigen Mundart gibt nicht unwichtige Aufschlüsse¹⁰³. Über das Verhältnis von Stadel : Scheune kann jetzt Bohemia Jb. 9 (1968) mit Karte S. 139 verglichen werden. Das Wort *suedt* „Spreu“ bestätigt die Verankerung von Süde in einem Teil des Egerlandes und der Stadtsprache im 16. Jahrhundert¹⁰⁴. Für das Nebeneinander von Holz und Wald hätte auf Karte 31 im Sdt. WA I verwiesen werden können, die zeigt, daß der Ausgleich noch im 20. Jahrhundert nicht beendet war. Das Vorkommen von *Kretscham* „Dorfwirtshaus“ in der Egerer Kanzlei zeugt nicht nur von einem überlandschaftlichen Ausdruck (Skála, S. 277), sondern auch davon, daß dieses gewiß hauptsächlich ostmitteldeutsche aus dem Slawischen stammende Wort, das einst auch in Nürnberg bekannt war, vom Westen her mitgebracht worden ist¹⁰⁵.

¹⁰⁰ Schwarz: Sudetendeutsche Familiennamen, Abb. 12 auf S. 20.

¹⁰¹ Ebenda 92

¹⁰² Ebenda 93.

¹⁰³ Ebenda Abb. 13 auf S. 20.

¹⁰⁴ Weinelt, Heribert: Untersuchungen zur landwirtschaftlichen Wortgeographie in den Sudetenländern. Brünn 1938, Karte 26 (Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern 2). — Sudetendeutscher Wortatlas. Hrsg. von Ernst Schwarz. 3 Bde. München 1954—1958, hier Bd. 3, Karte 102 (abgekürzt: Sdt. WA).

¹⁰⁵ Dazu Schwarz: Probleme der sudetendeutschen Lehnwortgeographie 144 ff. und Abb. 4.

Die überlandschaftlichen Tendenzen sollten für die Wörter besonders der Egerer Kanzleisprache (Skála, S. 280) nicht zu stark betont werden. Im Grunde ist eine große Anzahl in der nordbairischen Landschaft, die an die ostfränkische und thüringische anstößt, verankert. Wichtig wäre, wie weit die besonderen Formen und Ausnahmen einzelnen Schreibern zuzusprechen sind, um Verschiedenheiten von Stadt und engerer und weiterer Umgebung feststellen zu können. Es ist verständlich, daß Skála bei der großen Zahl seiner Belege und der Mühe, sie zu gewinnen, den Leitformen sein besonderes Augenmerk zuwenden mußte. Aber es sollte gezeigt werden, daß die „Ausnahmen“ das Bild abrunden können.

Die Vergleichung des Wortschatzes einer Kanzleisprache mit einer heutigen Wortlandschaft leidet darunter, daß es sich dabei nicht um gleiche Zeiten handelt und z. B. in und um Eger in drei bis fünf Jahrhunderten Veränderungen erfolgt sein können. Gewiß ist es dem Kenner möglich, aus einer heutigen Wortkarte, vor allem wenn das Ortsnetz dicht ist, Rückschlüsse auf ältere Zeiten zu ziehen, besonders wenn die seltenen Wörter mitberücksichtigt werden. Doch bleiben manche Fehlerquellen, die mehr oder weniger ausgeschaltet werden können, wenn man den Wortschatz früherer Zeiten in größerem Rahmen überblicken kann. Besch hat diesem Mangel dadurch abzuhelpen gesucht, daß er aus der in vielen Handschriften verbreiteten Schrift Ottos von Passau „Die vierundzwanzig Alten oder der goldene Thron der minnenden Seele“¹⁰⁶ zwei Kapitel ausgewählt und von 120 Handschriften 68 lokalisierbare verwertet hat. Da sich das viel gelesene Buch dabei in der Wortwahl dem Ortsgebrauch angepaßt hat, ist ein Ortsnetz zustande gekommen, auf dem sich der Wortschatz vom Ende des 14. Jahrhunderts eintragen läßt¹⁰⁷. Das Buch bietet eine erste Übersicht über den Wortschatz um 1400 und damit des 15. Jahrhunderts, der Zeit der meisten Abschriften, und führt tatsächlich weiter. Skála konnte es noch nicht benutzen, wir versuchen damit seinem und unserem Thema etwas abzugewinnen. Die Vergleichung des uns in den Egerer Quellen entgegentretenden Wortschatzes damit kann freilich nur in einzelnen Fällen, die schon berührt worden sind, weiterführen. Das Buch Ottos von Passau ist eine Erbauungsschrift, sein Wortschatz ist deshalb in der Hauptsache der religiösen Sphäre entnommen. Die Stadt Eger zählt nicht zu seinem Netz, überhaupt kein Ort in Böhmen. Das oberdeutsche Netz ist erfreulich dicht, das niederdeutsche unzureichend, das mitteldeutsche läßt zu wünschen übrig, Schlesien ist nur durch Breslau vertreten. Ein Vergleich mit Eger kann sich deshalb nur im größeren Rahmen mit den benachbarten Landschaften, besonders Bayern und Ostfranken, bewegen. Eine Zusammenstellung mit der Luthersprache ist dadurch erschwert, daß vorderhand vom Luther-Wörterbuch nur der 1. Teil von A — Hals¹⁰⁸ zur Verfügung steht.

¹⁰⁶ Schmidt, Wieland: Die 24 Alten Ottos von Passau. Berlin 1938 (Palaestra 212).

¹⁰⁷ Einen Auszug bietet Besch, Werner: Zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. ZDPH 87 (1968) 405—426.

¹⁰⁸ Dietz, Philipp: Wörterbuch zu Dr. Martin Luthers deutschen Schriften. Bd. 1; Bd. 2, 1. Lief. Leipzig 1870, Neudruck 1961.

Der Vergleich hat sich in einigen Fällen als nützlich erwiesen, so beim Verhältnis von mhd. *hülfe* : *hülfe*, *bringen* : *brennen*, *gēn* : *gān*, *gewesen* : *gewest*. Aus der Karte 2 läßt sich die Schreibung des mhd. *ei* als *ei* im mitteldeutschen, als *ai* im bairischen und schwäbischen Gebiet und als *ei*, *ai* im ostfränkischen und z. T. nordbairischen Raum ablesen. Auf das Verhältnis zu den mundartlichen Entsprechungen des mhd. *ie* und *uo* und den Kanzleischreibungen dafür ist o. S. 109 f. aufmerksam gemacht worden. Für gebacken schreibt man in Eger *gepachen*, *pachoffen* neben *backofen* (Skála, S. 125). Die germanischen Sprachen zeigen teils *-k-*, so altnordisch *baka*, mittelndl. *baken*, altenglisch *bacan*, teils *-kk-* wie mittelnd. *backen*; das Ahd. setzt beide Formen mit *babhan* und *bacchan* fort. Karte 22 bei Besch zeigt *gebachen* in ganz Süddeutschland, *gebacken* in Mittel- und Niederdeutschland, Bamberg, Nürnberg und Eger bei Skála bieten beide Formen. Hier spielt sich also am Ende des Mittelalters noch die Auseinandersetzung zwischen den Formen mit *ch* und *ck* ab. Die Mundart des Egerlandes spricht *-ch-*. Für *nicht* wird in Eger *nit*, *nibt*, *ibt* geschrieben, in der Mundart gilt *niet* (Skála, S. 45). Bei Besch erscheint auf Karte 57 *nit* erst in Würzburg, Bamberg und Nürnberg, in diesen zwei letztgenannten Orten neben *nicht*. In Eger begegnet *nit* erst seit der Wende des 14./15. Jahrhunderts. Man scheint es hier zunächst als grobmundartlich gemieden zu haben. Beim Rückumlaut zeigt Karte 97 bei Besch *gesatzt* in ganz Nord- und Mitteldeutschland, in Süddeutschland *gesetzt*, nur in Nürnberg daneben auch *gesatzt*, dasselbe gilt in Eger (Skála, S. 64). Von den 100 Karten, auf denen Besch die geographische Verbreitung eingetragen hat, konnten mit Gewinn nur 9 beim Vergleich mit Eger verwertet werden, eine Folge des durch den religiösen Inhalt bei Otto von Passau und des meist rechtssprachlichen in der Egerer Kanzlei gebotenen Wortschatzes. Besser steht es beim Vergleich Ottos von Passau mit der Luthersprache, die sich ja auch besonders des religiösen Wortschatzes bedienen muß.

Den Folgerungen, die Besch¹⁰⁹ für die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache, soweit es den Wortschatz betrifft, zieht, kann man zustimmen. Geht das Bairisch-Ostfränkische mit dem Ostmitteldeutschen bzw. mit der Lutherform zusammen, ist die schriftsprachliche Entscheidung gefallen. Die Verhältnisse sind im 15. Jahrhundert schon gut ausgebildet. Das Alemannische ist isoliert und spielt kaum eine Rolle. Das Rheinische tritt trotz wichtiger Städte wie Köln zurück, es ist mit der Auseinandersetzung mit dem Niederländischen und zwischen Süden und Norden beschäftigt. Wohl aber zeigt Mainz bisweilen mit dem mitteldeutschen Osten gleichlaufende Entwicklung. Das hat auch Frings betont, der sich dabei auf Laut- und Formenlehre beschränkt. Nur tritt auf seiner Karte¹¹⁰ das Bairische deshalb zurück, weil er *enk* in Gegensatz zu *euch* stellt und damit eine ursprüngliche Dualform mit Pluralbedeutung herausgreift, die sich nicht im Ostmitteldeut-

¹⁰⁹ Besch: Sprachlandschaften 340 ff.

¹¹⁰ Frings: Sprache und Geschichte III, Karte 73.

schen durchgesetzt hat. Die Auswahl Luthers vollzieht sich mit dem Blick auf den Südosten und den mitteldeutschen Osten.

Das kann bei Besch zwar gut überblickt werden, aber sein thüringisches Netz ist schütter. Bahders gute Beobachtungen¹¹¹ sind deshalb bei diesen Fragen nicht zu entbehren, da er nicht nur den oberdeutsch-mitteldeutschen Gegensatz, sondern auch das Vordringen niederdeutscher Worte und das Zusammentreffen und den Wettstreit gleichbedeutender Bildungen beobachtet, sein Buch einen größeren Teil des gemeinen Wortschatzes einbezieht und sich nicht auf die religiöse Sphäre beschränkt. Es handelt sich z. B. um den Gegensatz von süddeutsch *Staffel*: mitteldeutsch *Stufe*, *tunken*: *tauchen*, *Scheune* (so von Luther gebraucht): *Scheuer* (besonders westdeutsch): *Stadel* (das in Eger herrscht), *Geiß*: *Ziege*, *Bübel*: *Hügel*, *Lefze*: *Lippe*, *Gestade*: *Ufer* u. v. a. Der Verlust durch das Zurückweichen und z. T. Aufgeben alter Wörter in der Zeit vor Luther ist erheblich. Bedeutungsschattierungen und Gefühlswerte bringt die Schriftsprache weniger zum Ausdruck als die Mundarten. Ersatz einfacher Wörter durch Ableitungen lag im Zuge der Zeit, in der Gelehrte und Geistliche in den Vordergrund treten und eine schwerfällige Sprache zur Geltung kommt, wobei die Kirchensprache noch mithilft.

Dabei darf nicht vergessen werden — Besch möchte das lieber beiseite schieben¹¹² —, daß die Ursache für die Wortwahl des Südostens und mitteldeutschen Ostens und besonders für das Zusammengehen des Ostfränkischen und Nordbairischen mit dem Ostmitteldeutschen in der Zeit und Art des deutschen Landesausbaues liegt. Man kann, wenn man diese Verhältnisse und die Großräumigkeit mancher Worte betrachtet, die in den Kanzleisprachen und in der Luthersprache zum Siege gelangen, nicht daran vorbeikommen, daß dafür die Voraussetzungen schon im 12. und 13. Jahrhundert geschaffen worden sind. Das Bairische hat nach Osten gedrängt und seine Mundart nach Osten getragen, so daß das Bayrisch-Österreichische diese innige Verbindung bis heute in Laut und Wort behalten hat; es hat sich in der Oberpfalz und Oberfranken mit dem Ostfränkischen getroffen und auseinandergesetzt und nimmt zusammen mit diesem eine bedeutende Stellung im mitteldeutschen Osten ein¹¹³. Das geht soweit, daß z. B. der Zusammenstoß der beiden Verkleinerungssuffixe, des oberdeutschen *-l(in)* und des mitteldeutschen *-chen* zum Siege von *-chen* in der Luthersprache geführt hat, aber die neuhochdeutsche Schriftsprache noch beide Suffixe gebraucht, und die Auseinandersetzung im Schlesischen gut zu verfolgen ist, wo — wider Erwarten — *-l(ein)*

¹¹¹ Bahder, Karl von: Zur Wortwahl in der frühneuhochdeutschen Schriftsprache. Heidelberg 1925 (Germanische Bibliothek 19). — Über Neubildungen Luthers Erben, Johannes: Deutsche Wortgeschichte. Hrsg. von Friedrich Maurer und Fritz Stroh. Bd. 1. 2. Aufl., S. 460 ff., 465 ff. (Grundriß der germanischen Philologie 17). — Einige Bemerkungen dazu bei Schwarz, Ernst: Kurze deutsche Wortgeschichte. Darmstadt 1967, S. 84 f.

¹¹² Besch: Sprachlandschaften 350.

¹¹³ Darüber zuletzt Schwarz, Ernst: Die deutschen Mundarten im östlichen Mitteleuropa. Frankfurt/Main 1967, S. 355—363 (Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn).

gesiegt hat, aber Kontaminationsformen wie *-ichlein* und *-lichen* in manchen Untermundarten den vorausgegangenen Kampf verraten¹¹⁴. Sogar der Ausgleich zwischen ostfränkisch *-la* < *-lin* und oberpfälzisch *-l* < *-l* hat sich in den schlesischen Mundarten niedergeschlagen. Durch diesen Ausgleich ist es dazu gekommen, daß sich bestimmte Wörter und Formen im Ostmitteldeutschen festgesetzt haben, z. B. *unser* im Gegensatz zum mitteldeutschen *unse* und ostfränkisch *unner*. Wenn südwestdeutsche Formen keine Rolle spielen, geht das auf das Fernbleiben der Alemannen beim Landesausbau des mitteldeutschen Ostens zurück, deshalb spielt hier *gēn* eine große und *gān* kaum eine Rolle. In der Aussprache *u* für das mhd. *uo* geht das Ostfränkische mit dem Thüringischen und Ostmitteldeutschen zusammen, es ist nicht nur die Leitform der Kanzleisprache über das mundartliche Verbreitungsgebiet hinaus, sondern auch die der neuhochdeutschen Schriftsprache geworden. Bei *er* gegenüber mitteldeutschem *her* und niederdeutschem *he* haben sich das Bairische und Ostfränkische in der Schriftsprache durchgesetzt und *her* in die Mundart zurückgedrängt. Es ist zu beobachten, daß auch im großräumigen mitteldeutschen Osten so siegreiche Wörter wie *treuge* dem geschlossenen süddeutschen *trocken* in der Schriftsprache nicht gewachsen waren und sich auf die Mundarten beschränken mußten. Wenn das in der schlesischen Mundart verbreitete Flickwort *ock* im Sinne von „nur“ nicht in die Schriftsprache aufgenommen worden ist, beruht das darauf, daß es schon im Obersächsischen beseitigt und das süddeutsch-thüringische *nur* herrschend geworden ist. Nur nebenbei ist darauf hinzuweisen, daß der Wortausgleich heute noch nicht in der Schriftsprache vollständig durchgeführt ist, daß sich süd- und norddeutsche Wörter wie *Samstag* : *Sonnabend* gegenüberstehen (wie in der Egerer Kanzleisprache) und im Wortgebrauch des späten Mittelalters und bei Bezeichnungen wie *Fleischer* : *Fleischhacker* : *Metzger* oder *Spengler* : *Klempner* : *Flaschner* noch heute die Landschaften ihren Wortschatz in der Umgangssprache bewahren. Auf die verschiedenen Ursachen dafür kann hier nicht eingegangen werden. Doch folgt daraus, daß die Wortwahl auch nicht allein — wie Besch möchte — für den Gebrauch der Schriftsprache verantwortlich zu machen ist, sondern nur ihren Teil beiträgt, wenn auch deutlich zu beobachten ist, daß der Südwesten, vor allem die Schweiz, das Rheinland und Niederdeutschland, mehr Sonderwörter bewahrt hat. Da wird klar, daß es ohne den ostdeutschen Landesausbau diese Lösung nicht gegeben hätte. Man muß bedenken, daß der gesamte Raum von Nordostbayern ab Bamberg, Nürnberg und Regensburg seit dem 11. Jahrhundert zum Ausbaugbiet gehört und in Mitteldeutschland die Grenze zwischen Alt- und Neuland an der Saale lag. Wäre der Landesausbau nicht erfolgt, wäre Deutschland auf die Grenze um 1000 beschränkt, wäre die Gelegenheit und Notwendigkeit zum Ausgleich der Mundarten in diesem Umfang nicht mög-

¹¹⁴ Wrede, Ferdinand: Die Diminutiva im Deutschen. Marburg 1908, S. 97 ff. (Deutsche Dialektgeographie 1. Hrg. von F. Wrede). — Schwarz: Sudetendeutsche Sprachräume² 168 ff. mit weiteren Literaturangaben.

lich gewesen und hätte die Entwicklung zur Hochsprache eine andere Form suchen müssen.

Besch hält die ostmitteldeutsche Ausgleichssprache nicht für erwiesen¹¹⁵, aber die besonderen Eigenheiten im großflächigen Raum, die Schmitt zusammengefaßt hat¹¹⁶, lassen mit Sicherheit eine Durchschnittssprache als Ausgleichssprache erschließen, und die Unterschiede der Schreiber z. B. in Dresden und der Vergleich zwischen größeren und kleineren Kanzleien und ihrem Sprachgebrauch zeigen, daß besonders in den Städten nicht nur soziale Sprach- und Schreibunterschiede bestanden haben, sondern auch zwischen den Städten selbst die Sprach- und Schreibhöhe Abstand gehalten hat.

Die Syntax wird von Skála nur kurz behandelt, von Nowak überhaupt nicht. Burdach hatte darauf den größten Nachdruck gelegt. Davon ist die Forschung abgekommen, seit die Einsicht gewachsen ist, daß Laut- und Formenlehre, Wortschatz und Syntax zusammen gesehen werden müssen. Besch findet, daß der Wortschatz im 15. Jahrhundert das bedeutendste Hindernis auf dem Weg zur Gemeinsprache ist und sich Schreiber und Drucker um Verständnis bemühen¹¹⁷. Nach Skálas wohl richtiger Beobachtung heben sich in der Egerer Kanzleisprache einige stilistische Ebenen ab (S. 280 ff.). In Lozungs- und Ausgabenbüchern herrscht der ungegliederte Satz vor, in den Proclama- und Supplicationsbüchern erscheint sehr oft die Drei- und Mehrgliedrigkeit in der Wort- und Satzspäre, worauf Burdach so großen Wert gelegt hat. Der Ackermannsdichter betont diese Stilmittel in seinem Widmungsbrief deutlich. Der Sprache Luthers steht das Urgichtenbuch stilistisch am nächsten. Hier findet sich fast gesprochene Sprache, darauf wird noch einzugehen sein. Auch in den Stadtchroniken begegnet sie. Der Gedanke, den Unterschied zwischen Schreiben und Sprechen zu benützen, lag der Zeit durchaus und findet in Luther einen Höhepunkt. Mehrgliedrigkeit kann in der Regel nur in der geschriebenen Sprache eine Rolle spielen, nicht beim Sprechen, es sei denn, es wird vorgelesen oder es handelt sich um einen feierlichen Charakter. Seit dem 16. Jahrhundert gewinnt die Umgangssprache gegenüber dem Mittelalter an Bedeutung.

Als Ergebnis wird festgestellt (Skála, S. 291 ff.), daß die mainisch-nordbairische-thüringische-meißnische Einheit in der Schrifttradition schon um 1400 stark ausgebildet ist, wie das Egerer und Nürnberger Material zeigt, der oberdeutsche-mitteldeutsche Mischungsprozeß schon in der ersten deutschsprachigen Urkunde von 1310 nachzuweisen ist und zwischen lokaler Kanzleisprache und Ortsmundart unterschieden werden muß. Die selbständige Ausbildung der Egerer Kanzlei wird betont, sie ist von der kaiserlichen Kanzlei der Luxemburger in Prag nicht beeinflusst. Wir haben in ihr eine der territorialen Kanzleisprachen des 14./15. Jahrhunderts vor uns, für die Verkehr und Politik eine Grundlage bilden. Man mußte in Eger, einer Reichs-

¹¹⁵ Besch: Sprachlandschaften 357.

¹¹⁶ Frings, Theodor/Schmitt, Ludwig Erich: Der Weg zur deutschen Hochsprache. Jahrbuch der Deutschen Sprache 2 (1944) 67—121; hier Schmitt 86.

¹¹⁷ Besch: Sprachlandschaften 335.

stadt, auf den Kanzleiverkehr mit Nürnberg und der kaiserlichen Kanzlei Rücksicht nehmen und konnte nur gute Schreiber gebrauchen. Luther schließt sich einer gefestigten Tradition an. Eger wird 1564 lutherisch. Seit 1550 wird mit einer bedeutenden Verbreitung von Luthers Schriften gerechnet. Neigungen zum Ausgleich, von den städtischen Kanzleien getragen, finden sich schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Es wäre auch ohne Luther zu einer starken Annäherung der landschaftlichen Kanzleisprachen im Südosten und Osten und später auch im Südwesten und Westen gekommen. Darauf ist vom Verf. schon 1936 hingewiesen worden¹¹⁸. Skála führt (S. 303 ff.) zur Veranschaulichung eine Stelle aus einer unveröffentlichten Nürnberger Handschrift an, wo diese Tendenz deutlich zu erkennen ist.

Die Etappen der Entwicklung der Kanzleisprache in Eger beginnen mit dem Einsetzen der deutschsprachigen Überlieferung um 1310, also gleichzeitig oder früher als in Prag. Ein Einfluß der Prager Kanzlei der Luxemburger auf Eger ist nicht nachzuweisen und wegen der Nichtzugehörigkeit des Egerlandes zu Böhmen auch nicht zu erwarten. Auch über Böhmen hinaus ist keine Wirkung der Prager Kanzlei festzustellen. Diese Beobachtungen von Frings, Schmitt und dem Verf. werden also bestätigt. Die tschechische Schriftsprache war um 1390 ausgeglichener als die deutsche Schriftsprache. Ihr Verbreitungsgebiet ist kleiner und Hus hat ihr mit seinen viel gelesenen Schriften und seinen Rechtschreibregeln weiter geholfen. Eine Voraussetzung für die Bildung der frühneuhochdeutschen Schriftsprache war die Mischung der Dialekte. Der schriftsprachlichen Tradition und den Druckersprachen des 16. Jahrhunderts wird mit Recht eine maßgebliche Bedeutung zugewiesen. Die oberdeutsch-bairischen Merkmale verschwinden nach 1450 immer mehr, um 1500, also schon vor Luther, setzen sich im mitteldeutschen Osten traditionelle überlandschaftliche Schreibungen auf breiter Basis durch. Das ändert sich auch nicht durch zeitweilig auftretende andere, auch wieder bairische Einflüsse, auf die hier nicht mehr einzugehen ist. Um 1500 ist in Schreibung, Morphologie und Syntax der Luthersche Stand erreicht. Eger stellt sich damit in die Reihe der süddeutschen Städte, wie Nürnberg, Bamberg und z. T. Regensburg, die ebenfalls an der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache beteiligt sind (Skála, S. 304—305). Diesen Ergebnissen kann man im allgemeinen zustimmen, wobei auf ausstehende Fragen noch einzugehen ist.

Von den in der Egerer Kanzlei in der behandelten Zeit tätigen Schreibern wird nur wenig gesprochen. Skála betont, gewiß mit Recht, daß die Egerer Kanzleisprache eine Übereinstimmung mit Luther in der Schreibweise, Flexion und Wortwahl zeigt, was an den Schreibern offenbar nicht gelegen haben kann. Viele von ihnen stammen aus Eger, solche, die anderer Herkunft waren, etwa Matthias Neydek aus Zeitz, fügten sich in die Tradition und Schreibgewohnheiten der Stadtkanzlei (Skála, S. 15). Tatsächlich ist kein Bruch in der Schreibtradition in Eger festzustellen. Es handelt sich um keine

¹¹⁸ Schwarz: Grundlagen der nhd. Schriftsprache 9 ff., 13 ff.

große Stadt, man rechnet mit einer Bevölkerung von etwas über 7000 Einwohnern. Die Einflußlosigkeit fremder Schreiber in einer festgefügteten Tradition hat Boesch 1946 behauptet¹¹⁹ und dem Schreibort und seiner Traditionskraft die größere Bedeutung zugesprochen. Die Rückschlüsse, die sich auf die Mundart und ihre Geschichte ziehen lassen, müssen dann vorsichtig beurteilt werden, bei ortsfremden Schreibern sind keine Folgerungen auf deren Heimatmundart möglich. Doch muß beachtet werden, daß die Kanzleisprachen eine sozial höhere Schicht vertreten und fremde, abweichende Schreibungen doch öfters zu beobachten sind, was entweder auf die Sprache unterer sozialer Schichten oder auf Einflüsse ortsfremder Mundarten weist. Die aus den Freiburger und Egerer Kanzleien gezogenen Schlüsse, daß sich die Schreiber einer Schreibtradition fügen, müssen also nicht für jede Stadt gelten. Haack¹²⁰ hat für Nürnberg einen Augsburger Schreiber festgestellt, der an seinem neuen Wirkungsorte noch lange Augsburgerisch geschrieben hat, weil es noch kein Nürnbergerisches Deutsch gab. Aber hier dreht es sich um die Anfänge einer Normalschreibung, wobei allerdings meist übersehen wird, daß schon in lateinischen Urkunden deutsche Orts- und Personennamen auftreten sowie Ausdrücke „in vulgo“ deutsch geschrieben werden, also dafür schon gewisse Regeln bestanden haben müssen. Mit dem Aufkommen der deutschen Urkundensprache beginnt die eigentliche deutschschreibende Kanzlei größere Bedeutung zu gewinnen. Der Schreiber rückt zum Kanzleivorsteher auf, so daß nun Neuerungen schwerer durchzusetzen sind. Boesch betont, daß in wissenschaftlichen Arbeiten, die sich nur auf eine Kanzlei beschränken, die Hände zu scheiden und die meist bekannten Schreiber auch zu benennen sind¹²¹. In Städten mit mehreren Kanzleien, wo etwa noch eine Klosterkanzlei besteht, sind Unterschiede zu beobachten. In Eger sind die Unterschiede zwischen Rats- und Klosterkanzlei gering (Skála, S. 19). Schreibort und Tradition, Sprachschicht und Schreiber sind wichtig. U. Schulze muß feststellen, daß in der Bezeichnung der neuen Aussprache der s-Laute die Schreiber eine verschiedene Stellung einnehmen, einzelne sich modern und andere sich konservativ verhalten¹²². Aber hier handelt es sich um eine Änderung der Schreibtradition. Wieder anders sind die Verhältnisse in der Reichskanzlei zu beurteilen. Während der Regierungszeit Karls IV. sind nach Schmitt¹²³ ungefähr 138 Mitglieder zu zählen, davon 11 Italiener und drei Franzosen, wobei eine Gruppe aus Böhmen, Mähren, Schlesien und Polen, eine andere aus dem rheinischen Raum stammt, eine weitere sich auf der Basis des mittleren Maines nach Norden und Süden er-

¹¹⁹ Boesch, Bruno: Untersuchungen zur alemannischen Urkundensprache des 13. Jahrhunderts. Bern 1946, S. 23, 28 ff., 30 ff., 53 ff., 63 ff.

¹²⁰ Haacke, Diether: Schreiberprobleme. Tübingen 1964, S. 107—141 (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 86).

¹²¹ Boesch, Bruno: Die deutsche Urkundensprache. Probleme ihrer Erforschung im deutschen Südwesten. Rheinische Vierteljahrsblätter 32 (1968) 9.

¹²² Schulze: Studien zur Orthographie.

¹²³ Schmitt: Die deutsche Urkundensprache 74 ff.

streckt. Hierauf gründet sich die „mittlere“ Stellung in der schriftsprachlichen Entwicklung der kaiserlichen Kanzlei dieser Zeit, da sich der Urkundenbereich von Böhmen längs des Maines bis in den Mainz-Trierer Raum zieht, die meisten Schreiber also aus der Mitte Deutschlands stammen¹²⁴. Die Urkunden einer solchen Kanzlei, die den Kaiser auf seinen Reisen begleitet und auch Empfängerurkunden aus verschiedenen Landschaften bearbeitet, können keine gleiche Sprache aufweisen. Ihre einigende Wirkung ist deshalb überschätzt worden. In dem ersten bisher erschienenen Bande einer umfänglichen Reihe¹²⁵ beschäftigt sich Schmitt mit dem thüringisch-obersächsischen Raum und den hier tätigen Schreibern, da eine sichere Beurteilung der Schreibsprache nicht nur die Kenntnis der Geschäftssprache, sondern auch ihrer Schreiber, ihrer Herkunft, ihrer Bildung und ihres Arbeitsweges voraussetzt. Hier dürfen in den folgenden angekündigten Bänden weitere Aufschlüsse zur Schreiberfrage erwartet werden.

Schützeichel betont die Schwierigkeit dieser Probleme. Der zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Koblenz schreibende Peter Mayer aus Regensburg weicht in seinem Schöffnenbuch nicht von dem Koblenzer Schreibgebrauch ab¹²⁶. Kettmann kommt mehrmals auf die Schreiber zu sprechen. In der kursächsischen Kanzlei gibt es zwischen 1486 und 1546 7—9 Kanzleimitglieder, wozu Hilfsschreiber aus dem Herkunftsgebiet Thüringen-Obersachsen, später und nur gelegentlich Würzburger oder Nürnberger Beamte kommen. Ein fester Kanzlistenstamm zwingt neu eintretende Schreiber in seine Tradition, besonders wenn der Nachwuchs in der Kanzlei herangebildet wird. Aus Thüringen stammende Schreiber halten z. B. am *i* fest, während die anderen schon *ey*, *ei* schreiben. Der Süddeutsche Joh. Feyel schreibt *ue*, während die anderen *u* bieten, verwendet *ai*, *ei*, *-nit*, *-nus*, starke Apokope, *ch-* für *k-*, *p* für *b*. Sonst besteht eine grundsätzliche Norm, einige Bewegungsfreiheit und orthographisches Schwanken bleibt nie ausgeschlossen. Die heute übliche streng geregelte Orthographie besteht noch nicht, die Schreiber können in einem Schreiben schwanken. Die Ausnahmefehler sind aufschlußreich. Das orthographische System bleibt begrenzt subjektiv. Die kursächsische Kanzlei schreibt eine überregionale Schriftsprache in Richtung auf die genormte neuhochdeutsche Schriftsprache¹²⁷.

Das Fehlen einer Schreiberdifferenzierung bei Skála, die bei der Beurteilung der „Ausnahmen“ und bei Fragen des Wortschatzes eine Rolle spielt, wird von Fleischer gerügt, der die Dresdener Stadtschreiber nament-

¹²⁴ Ebenda 81.

¹²⁵ Ders.: Untersuchungen I, 162 ff.

¹²⁶ Schützeichel, Rudolf: Mundart, Urkundensprache und Schriftsprache. Studien zur Sprachgeschichte am Mittelrhein. Bonn 1960, S. 31 (Rheinisches Archiv 54).

¹²⁷ Kettmann, Gerhard: Die kursächsische Kanzleisprache zwischen 1486 und 1546. Studien zum Aufbau und zur Entwicklung. Berlin 1967, S. 40 ff., 67, 98, 119, 299 ff., 304, 309 (Dt. Akad. d. Wiss. zu Berlin. Veröff. d. Inst. für deutsche Sprache u. Literatur 34, Reihe B: Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Hrsg. von Günter Feudel).

lich identifiziert, um die Ausbildung zur neuhochdeutschen Norm in Dresden im 16. Jahrhundert festzustellen¹²⁸. In einer umfangreichen Abhandlung versucht er, möglichst alle untersuchten 10 Stadtschreiber zu berücksichtigen¹²⁹. Bei dem Ausdruck „neuhochdeutsche Norm“ wird sowohl die geschriebene als auch die gesprochene Sprache einbezogen. Zu Skálas Arbeit wird bedauert, daß sich bei ihm nicht erkennen läßt, welche Variationen im System eines Schreibers auftreten und welche verschiedenen Schreibern angehören. Eine mögliche soziologisch bedingte sprachliche Schichtung innerhalb des Egerer Materials sei nicht abzulesen¹³⁰.

In seinem Beitrag von 1944¹³¹ gibt Schmitt eine Zusammenfassung des erst 20 Jahre später erschienenen 1. Bandes seines geplanten großen Werkes über die Entstehung und Struktur der neuhochdeutschen Schriftsprache¹³². Er vertritt hier die These, daß in Thüringen und besonders in Erfurt mit seinen Klöstern und Schulen der Grund zur späteren neuhochdeutschen Schriftsprache gelegt worden sei. Hier sei die Stärke des Schreibzwanges und der Schreibschulbildung am stärksten ausgeprägt und nehme nach Osten ab. Hier und in Ostsachsen (Meißen) sei ein kultureller Bildungskern des Altlandes mit dem neuen gekoppelt, so daß ein eigenartiges Spannungsfeld von Schrift- und Volkssprache entstanden sei. Männer wie Johannes von Neumarkt und Johannes von Tepl, der Verfasser des Ackermanndialoges, seien nicht einzeln gewesen, ein neuer Typ des literarischen Menschen trete auf¹³³. Die Bedeutung der Städte wird hervorgehoben und in einem besonderen Beitrag geschildert¹³⁴. Sie müssen in der Tat besonders berücksichtigt werden, denn in ihnen hat es städtische Kanzleien und Klöster gegeben. Von literarisch gebildeten Menschen ist gewiß viel zur Ausbildung der Geschäfts- und Literatursprache beigetragen worden, wie es bei Johannes von Neumarkt, Johannes von Tepl und beim Eisenacher Stadtschreiber Johannes Roth nachzuweisen ist. Auch das Zwickauer Rechtsbuch aus der Mitte des 14. Jahrhunderts ist wohl vom damaligen Stadtschreiber verfaßt. Thüringen ist auch ein Zentrum der Predigtsprache und der mystischen Prosa gewesen. Der Gedanke, daß sich hier und in Meißen alte und durch den ostmitteldeutschen Landesausbau hervorgerufene neue Sprache verbunden hätten, wirkt anregend und berührt sich mit den Gedanken des Verf. und von Frings über

¹²⁸ Fleischer, Wolfgang: Frühneuhochdeutsche Geschäftssprache und neuhochdeutsche Norm. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 88 (Halle 1966) 107, 246.

¹²⁹ Auch strukturelle Methoden versucht Fleischer anzuwenden: Strukturelle Untersuchungen zur Geschichte des Neuhochdeutschen. Berlin 1966 (Sitzungsberichte der Sächs. Akad. der Wiss. zu Leipzig, phil.-hist. Klasse, Bd. 112, Heft 6).

¹³⁰ Fleischer: Frühneuhochdeutsche Geschäftssprache 113. Über die Unterschiede der Dresdner und Egerer Kanzleisprache 176 ff.

¹³¹ Schmitt: Der Weg 82—121.

¹³² Ders.: Zur Entstehung und Erforschung. — Ders.: Untersuchungen.

¹³³ Ders.: Der Weg 105 ff.

¹³⁴ Ders.: Die sprachschöpferische Leistung der deutschen Stadt im Mittelalter. Beiträge zur Geschichte der dt. Sprache 66 (1943) 196—226.

die Ausbildung einer ostmitteldeutschen Siedlersprache, in der sich besonders Ostfränkisch-Bairisches mit dem Thüringischen und Hessischen gemischt habe. Darin liegt ja auch die Kraft begründet, mit der sich ostmitteldeutsches Sprachgut über die Mark Brandenburg bis zur Stettiner Bucht und Ostpreußen ausgedehnt hat, so daß die niederdeutsche Hansesprache dadurch zurückgedrängt werden konnte. Thüringisch-öbersächsische Entstehung, ostmitteldeutsche Reifung und niederdeutscher Anschluß können zur Hochsprache geführt haben¹³⁵, die in der Zeit der Klassiker ihre Erfüllung gefunden hat.

Aber ist wirklich Thüringen allein oder mit Meissen diese Leistung zuzutrauen? Ist es nicht mißlich, an eine einzige Landschaft bei diesem großen Gemeinschaftswerk des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit zu denken? Es war doch ein Irrtum Müllenhoffs, Burdachs und Bernts, von Prag auszugehen, wie sich schließlich herausgestellt hat. Während sich H. Moser¹³⁶ und Grosse¹³⁷ dieser Ansicht anschließen und Skála mit Recht in der Mischung der Dialekte eine Voraussetzung für die Herausbildung der frühneuhochdeutschen Schriftsprache sieht, mit der sich die schriftliche Tradition verbindet (S. 12, 305), ebenso Guchmann¹³⁸ in ihrer guten Übersicht über den Weg zur deutschen Nationalsprache immer wieder die Zusammenhänge von Mundart und Schriftsprache betont, widerspricht Besch¹³⁹. Er leugnet, daß das Ostmitteldeutsche eine überragende Sprache gewesen sei. Prag könne nicht ganz bedeutungslos für die endgültige Fassung der neuhochdeutschen Schriftsprache sein. Er findet auch die Herausstellung von Erfurt zu weitgehend und stimmt in die Bedenken von H. Bach ein¹⁴⁰. Hier werden die weiteren Bände von Schmitts Werk abzuwarten sein. In der Tat wird man den Bogen von Nürnberg und vielleicht Regensburg nach Erfurt und Meissen spannen müssen, wie viele Kenner annehmen und hierin Besch zustimmen müssen. Die Meinungsverschiedenheiten gehen darauf zurück, daß die Entstehung der Vorformen des Neuhochdeutschen verschieden beurteilt und oft nur das 15. Jahrhundert als maßgebend angesehen wird, so daß sich diese Ansichten zusammenfinden können.

Dazu seien die zwei wichtigsten Zitate Luthers über die von ihm verwendete Sprache im Wortlaut angeführt, die immer wieder herangezogen werden, um einige Bemerkungen über den derzeitigen Forschungsstand anzuknüpfen.

¹³⁵ Ders.: Der Weg 117—120.

¹³⁶ Moser, Hugo: Deutsche Sprachgeschichte¹. Stuttgart 1950, S. 121; ²1961, S. 143.

¹³⁷ Grosse, Rudolf: Öbersächsische Mundart und die deutsche Schriftsprache. Berlin 1961, S. 11 (Berichte über die Verh. der Sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig, phil.-hist. Klasse. Bd. 105, Heft 5).

¹³⁸ Guchmann, Mirra Moiseewna: Der Weg zur deutschen Nationalsprache. Teil 1. Ins Deutsche übertragen von Günter Feudel. Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Hrsg. von der Dt. Akad. der Wiss. zu Berlin, Institut für dt. Sprache u. Lit. Bd. 2. Berlin 1964, S. 20, 131.

¹³⁹ Besch: Sprachlandschaften 350, 356, 359 ff.

¹⁴⁰ Bach, Heinrich: Die Entstehung der deutschen Hochsprache im Frühneuhochdeutschen. Zs. f. Mundartforschung 23 (1955) 195.

„Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte, Fürsten-Höfe schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Canzeley, darum ist auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurf. Friedrich, H. zu Sachsen ec. haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen¹⁴¹.“

Seine zweite Äußerung lautet: *„Ich hab mich des geflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar Deutsch geben möchte . . . Denn man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprachen fragen, wie man soll deutsch reden . . . , sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen, und den selbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn, und merken, daß man deutsch mit ihnen redet¹⁴².“*

Frings hat mit Recht darauf hingewiesen¹⁴³, daß Luther nicht nach der sächsischen Kanzlei geredet, sondern geschrieben hat. Die Forschung hat sich seit Müllenhoff zu sehr auf seine Schreibzeichen gestützt, wenn sich auch immer wieder der Blick auf das von Luther gesprochene Deutsch gerichtet hat. Buchstabe und Wort sind von Luther gleichgesetzt worden, was sich noch im 19. und 20. Jahrhundert gelegentlich feststellen läßt. Sein Sprechen hat sich, wie er selbst in der zweiten Äußerung deutlich sagt, von seinem Schreiben abgehoben. Gerade dadurch, daß er nicht für seine Bibelübersetzung das umständliche Meißener Kanzleideutsch verwendet, sondern sich nach der Umgangssprache gerichtet hat, ist seine Sprache gemeinverständlich und vorbildlich geworden. Es ist ferner nicht unwichtig, darauf hinzuweisen, daß Luther selbst an seinem Deutsch gearbeitet hat, wie seine strengeren Korrekturanweisungen bezeugen, aber auch seine Auswahl aus dem Wortschatz anzeigt. Seine Äußerungen fallen in seine früheren Jahre. 1522, als er seine Übersetzung des neuen Testaments geschaffen hat, hat er wenig auf die sprachliche Form geachtet. Seit 1534 hat er an seiner Sprache gearbeitet, die Rechtschreibung bessert sich, engere Mundartformen werden ausgemerzt, nun erst beginnt er sich dem Neuhochdeutschen wesentlich zu nähern, besonders in der Sprache der Bibel von 1545¹⁴⁴.

Die Forschung wird sich bemühen müssen, nicht nur der Schreibsprache vor und nach Luther nachzugehen, sondern auch, was viel schwieriger ist, der Sprechsprache. Da sie uns nur durch die Schrift überliefert ist und nur gelegentlich Streiflichter darauf fallen, wird wenigstens ihre Problematik zu beachten sein. Die Aussagen der heutigen und älteren Mundarten wird man weiterhin sorgsam zu beachten haben.

¹⁴¹ Luther, Martin: Tischreden. Weimarer Ausgabe. Bd. 1, S. 524, Nr. 1040.

¹⁴² Luther, Martin: Sendbrief vom Dolmetschen. Berlin 1934, S. 7f. (Der Heliand. Volksmissionarisches Heft 8, Reihe 3).

¹⁴³ Frings: Der Weg 78 ff.

¹⁴⁴ Bach, Heinrich: Laut- und Formenlehre Luthers. Kopenhagen 1934, S. 14 ff.

Anhangsweise sei auf einige kleinere Arbeiten von tschechischer Seite über die deutsche Sprache in Böhmen und Mähren hingewiesen. Das Zusammenleben zweier Völker in diesen Ländern hat in der Berührungszone und in den Sprachinseln zu einer Zweisprachigkeit geführt, deren Formen auch in anderen Ländern von der Forschung jetzt stärker beachtet werden. Skála¹⁴⁵ sucht in einem Beitrage eine Zusammenschau über die Verbreitung der Zweisprachigkeit nicht nur bei den sozial gehobenen Schichten, Adel und Bürgertum, sondern auch nach Lehnwörtern zu geben, hier bei der Aufzählung der tschechischen Lehnwörter in den sudetendeutschen Mundarten, auf dem Aufsatz des Verf. über Lehnwortgeographie¹⁴⁶ aufbauend, wobei zu bemerken ist, daß hier nur solche Lehnwörter erwähnt sind, zu deren Verbreitung sich mit Hilfe von etwa 1500 Fragebögen Aussagen machen lassen und auch diese nur dort, wo sich nach der Ausweisung Material dazu hat beschaffen lassen. Auf die starke Verbreitung des Deutschen und der Zweisprachigkeit im späten Mittelalter wird eingegangen, sie kann durch viele Beispiele in den einst mehr oder weniger deutschen Städten Innerböhmens und Innermährens erweitert werden¹⁴⁷. Auch auf die noch strittige Frage, ob zwischen der deutschen und tschechischen Diphthongierung der Längen *i*, *ü*, *iu* ein Zusammenhang besteht, so daß die deutsche Diphthongierung auch auf das Tschechische übergegriffen hätte, wird eingegangen, weiter wird nach der Zahl der deutschen Lehnwörter im Altschechischen gefragt¹⁴⁸. Hus strebte sprachliche Sauberkeit des Tschechischen an und tadelte die Prager und anderen Tschechen, die halb tschechisch, halb deutsch sprechen¹⁴⁹. Unter dem Material des vorbereiteten Akademischen Wörterbuches der altschechischen Sprache wird unter rund 70 000 Wörtern mit etwa 1500 Germanismen gerechnet¹⁵⁰. Die Hussitenkriege bedeuten einen Rückgang der Kenntnis der deutschen Sprache, nicht nur wegen des Auftriebs des tschechischen Nationalbewußtseins, sondern auch wegen des Unterganges des Deutschturns in den Städten des Binnenlandes. Georg von Poděbrad konnte im 15. Jahrhundert nicht einmal deutsch und mußte sich bei einem Besuch Egers deutscher Dolmetscher bedienen. 1510 konnte unter 30 böhmischen Edelleuten, die in Zittau mit den 10 lausitzischen Städten verhandelten, die mit Böhmen verbunden waren, keiner deutsch. Nur in den Randgebieten konnten einige Adelige, die deutsche Untertanen hatten, noch deutsch¹⁵¹. Das Jahr 1526 förderte mit dem Regierungsantritt der Habsburger wieder die Erkennt-

¹⁴⁵ Skála, Emil: Die Entwicklung des Bilinguismus in der Tschechoslowakei im 13.—18. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der dt. Sprache 86 (Halle 1964) 69—106.

¹⁴⁶ Schwarz: Probleme der sudetendt. Lehnwortgeographie. Vorangegangen ist der Aufsatz: Zur Wortgeographie tschechischer Lehnwörter in den deutschen Mundarten. GS 2 (1932/33) 221—237, 327—343.

¹⁴⁷ Schwarz: Volkstumsgeschichte.

¹⁴⁸ Skála: Bilinguismus 84 ff.

¹⁴⁹ Ebenda 86.

¹⁵⁰ Ebenda 87.

¹⁵¹ Schwarz: Volkstumsgeschichte II, 461 ff.

nis von der Bedeutung deutscher Sprachkenntnisse¹⁵². Die Ausbreitung der Reformation in Böhmen führt zu einem ruhigeren Nebeneinanderleben der beiden Völker. Der Bischof der böhmischen Brüdergemeinde, Jan Blahoslav (1523—1571), wendet sich gegen die Gewohnheit mancher Tschechen, deutsche Wörter in ihre Rede einzuflechten, z.B. *Dej sem bantuch* „gib das Handtuch her“¹⁵³. Man hat den Eindruck, daß das, was im 19. Jahrhundert Kuchelböhmisches genannt wurde, schon vorhanden war und auch seine Geschichte hat¹⁵⁴. So und ähnlich wurde u. a. in Landskron gesprochen, wo im 16. Jahrhundert das tschechische Element das deutsche zurückgedrängt hatte¹⁵⁵. Blahoslav unterscheidet zwischen deutschen Lehnwörtern in höfischen Kreisen und bei den Handwerkern. Er bedauert diese Zustände besonders dann, wenn die tschechische Sprache eigene und schöne Wörter besitzt. Bei dem 1627 durch die katholische Reaktion aus der Heimat vertriebenen Pädagogen Komenský, der sich bemüht, verständlich tschechisch zu schreiben, erscheinen deutsche Lehnwörter sogar in den Titeln seiner berühmten Werke, z.B. *Labyrint světa a lusthauz srdce* „Labyrinth der Welt und Paradies des Herzens“. Skála bemüht sich, ein objektives Bild von der in den einzelnen Bereichen bestehenden Durchdringung der beiden Sprachen in den verschiedenen Zeiten zu geben. Zum besseren Verständnis dieser Erscheinungen ist immer die wechselnde oder dauernde Sprachgrenze, das Mischgebiet, der Ort der Zweisprachigkeit zu beachten. Eine Geographie der tschechischen Lehnwörter in den deutschen Mundarten wird derzeit nicht möglich sein, die der deutschen in den tschechischen Mundarten aber sollte angestrebt werden¹⁵⁶.

Weil die tschechische Forschung, seitdem dem jahrhundertelangen Einfluß der deutschen Sprache auf die tschechische ein Ende gesetzt ist, die Frage der deutschen Lehnwörter im Tschechischen vernachlässigt^{156a}, sucht Trost in einem kurzen Aufsatz¹⁵⁷ die Frage, aus welcher deutschen Mundart einige Wörter stammen, an einigen Beispielen zu erörtern. Von seinen verschiedenen Beiträgen zu deutschen Mundarten und zur deutschen Schriftsprache sei hier besonders auf seine Auffassung von der neuhochdeutschen Diph-

¹⁵² Skála: Bilinguismus 90.

¹⁵³ Ebenda 96.

¹⁵⁴ Dazu Schuchardt, Hugo: Slavo-Deutsches und Slavo-Italienisches. Graz 1884.

¹⁵⁵ Schwarz: Volkstumsgeschichte II, 271 ff.

¹⁵⁶ Über die Aufnahme und Ablehnung deutscher Lehnwörter in der Entwicklung der tschechischen Sprache Havránek, Bohuslav: Die sprachlichen Beziehungen zwischen dem Tschechischen und Deutschen. In: Deutsch-Tschechische Beziehungen im Bereich der Sprache und Kultur. Berlin 1965, S. 15—19 (Abhandlungen der Sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig, phil.-hist. Klasse. Bd. 57, Heft 2).

^{156a} Doch wird ihnen neuestens große Aufmerksamkeit geschenkt, vgl. Skála, Emil: Deutsche Lehnwörter in der heutigen tschechischen Umgangssprache. In: Deutsch-Tschechische Beziehungen II. Berlin 1968, S. 127—141 (Abh. d. Sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig, phil.-hist. Klasse. Bd. 59, Heft 2).

¹⁵⁷ Trost, Pavel: Zur Problematik deutscher Lehnwörter im Tschechischen. WZ Greifsw 12. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 5/6 (1964) 493—495.

thongierung¹⁵⁸ hingewiesen. Er sucht strukturalistische Methoden auf die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache und auf mundartliche Probleme anzuwenden. Die nordbairischen Diphthonge *ei*, *ou* < mhd. *ie* (*üe*) *uo* sucht er aus der verschiedenen Reaktion auf die „neuhochdeutsche“ prosodische Umwälzung zu erklären¹⁵⁹.

Einen bemerkenswerten Vergleich zwischen der Sprache und Mundart im „Ackermann aus Böhmen“, der Kanzleisprache von Eger und der von Prag führt Skála durch¹⁶⁰. Er verhält sich mit Recht skeptisch zu Doskočil's Versuch, Johannes von Tepl auch als Dichter des nach dem Ackermann geschriebenen Tkadleček zu sehen¹⁶¹, stellt auf Grund seiner Arbeit über die Egerer Kanzleisprache nochmals fest, daß die Prager Kanzlei der Luxemburger keinen wesentlichen Anteil an der Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache gehabt hat und ihre Rolle auch innerhalb Böhmens überschätzt wurde. Zwei Ackermannhandschriften (A und H), beide aus dem 15. Jahrhundert, weisen west- und nordwestböhmische Züge auf, so daß ein Vergleich mit Egerer Schreibgewohnheiten möglich ist. Der Mundartanteil im „Ackermann“ steht in demselben Mundartrahmen wie in Eger. Diesem Ergebnis kann man zustimmen, nur sollte man gegenüber der Behauptung, daß das gebildete Böhmen der Luxemburger Zeit ein weitgehend dreisprachiges gewesen sei¹⁶², zurückhaltend sein, denn der Gebrauch der lateinischen Sprache wird auch in gebildeten Kreisen nicht auf dieselbe Stufe wie der der deutschen und tschechischen zu stellen sein, da er im wesentlichen auf die Geistlichkeit und ähnliche Kreise und wohl meist auf die Verwendung in der Schrift beschränkt gewesen sein wird¹⁶³.

Beim Prager Deutsch muß man, weil das ältere Deutschtum durch die Hussitenkriege fast ganz vernichtet worden ist, das ältere gesprochene Deutsch von dem neuzeitlichen vom 16. Jahrhundert ab unterscheiden, das sich durch neuerliche Zuwanderung gebildet hat¹⁶⁴. Es zeigte in lautlichen Einzelheiten und besonders in der Syntax tschechischen Einfluß. Eine eingehende Arbeit fehlt noch. Mit einigen Fragen beschäftigen sich verschiedene nach dem letzten Weltkrieg in der Tschechoslowakei erschienene Aufsätze, die z. T. an einen früheren von Ritschel¹⁶⁵ anknüpfen. Povejšil hat dem Pra-

¹⁵⁸ Ders.: Der Zusammenfall der Diphthongreihen in der neuhochdeutschen Schriftsprache. *Philologica Pragensia* 1 (1958) 15—16. — Ders.: Neuhochdeutsche Schriftsprache und ostmitteldeutsche Mundarten. Ebenda 125 f.

¹⁵⁹ Ders.: Die „gestürzten“ Diphthonge des Nordbairischen. *Philologica Pragensia* 9 (1956) 9—10.

¹⁶⁰ Skála, Emil: Schriftsprache und Mundart im Ackermann aus Böhmen. In: Deutsch-Tschechische Beziehungen (s. Anm. 156) 63—72.

¹⁶¹ Dazu Schwarz, Ernst: Neue Forschungen zur Person des Ackermannndichters. *BohJb* 7 (1966) 9—26.

¹⁶² Skála: Bilinguismus 72.

¹⁶³ Zur Frage Trost, Pavel: Deutsch-tschechische Zweisprachigkeit. In: Deutsch-tschech. Beziehungen (s. Anm. 156) 21—28.

¹⁶⁴ Schwarz: Volkstumsgeschichte I, 48.

¹⁶⁵ Ritschel, Augustin: Das Prager deutsch. *Phonetische Studien* 6 (1893) 129—133.

ger Deutsch des 17. und 18. Jahrhunderts eine Studie gewidmet¹⁶⁶ und weist weiter auf die Unsicherheit in der Schreibung der s-Laute hin¹⁶⁷. Das so oft gerühmte, als vorbildlich hingestellte Prager Deutsch des 19. Jahrhunderts, schon im 17. als dialektfrei gerühmt, beruhte auf strikter Anwendung der normierten Schriftsprache, die im Gegensatz zur österreichischen Aussprache steht. Davon ist das volkstümliche Deutsch der Tschechen zu unterscheiden und das in Beamtenkreisen gesprochene Wienerische¹⁶⁸. Die vielen Zuwanderer aus verschiedenen deutschen Landschaften haben dazu geführt, die Dialektschattierungen aufzugeben. Einen Überblick über die Gestalt und Rolle des Prager Deutsch vom 14.—20. Jahrhundert sucht Skála zu geben¹⁶⁹.

Dieser stellt auch einen Vergleich der oberdeutschen Stadtsprachen mit der Luthersprache an¹⁷⁰. Er hält den Ort der Kanzlei für wichtiger als die Schreiber, stellt in Bezug auf die Einheitlichkeit einen erheblichen Vorsprung des bayerischen Raumes vor dem alemannischen fest und erwähnt, daß eine Darstellung der Schreibsprache Regensburgs wegen der Bedeutung dieser Stadt vor 1400 notwendig sei, aus der er einige auffallende Züge skizziert. Schon in der ältesten deutschen Urkunde der Stadt, der Tuchmacherordnung von 1259, finden sich Belege für die Diphthongierung und Monophthongierung wie im heutigen Deutsch nebeneinander. Er versucht zu zeigen, daß das Kolonisationsgebiet östlich der Saale keinen Vorsprung vor Bayern und Franken hatte und die frühneuhochdeutsche Schriftsprache von der Oberschicht ins Neuland mitgenommen worden sei. Demgegenüber muß aber doch auf die bairischen Schreibmerkmale des geschriebenen Deutsch in Regensburg hingewiesen werden. Es wird sonst nicht bezweifelt, daß Bayern nördlich der Donau und das Maingebiet einen nicht unbedeutenden Anteil an der Ausbildung des Frühneuhochdeutschen gehabt haben, wie schon lange erkannt ist. Im übrigen stellt Trost¹⁷¹ fest, daß für mhd. *uo* ein *u* mit darüber geschriebenem *o*, das häufig weggelassen wird, die Regel ist, was auch ein Blick in die Emmeramer Traditionen¹⁷² bestätigt. Die Schreibung *scheff* für *schiff* ist nicht mitteldeutsch, sondern als bairisch zu beurteilen, weil ihr Verbreitungsgebiet anders ist als bei sonstigem mitteldeutschen *e* für *i*. Schon im Altbairischen ist *sche*f die Regel, das auch in Ortsnamen des bairischen Gebietes fast regelmäßig begegnet¹⁷³.

¹⁶⁶ Povejšil, Jaromír: K pražské němčině 17. a 18. století [Zum Prager Deutsch des 17. und 18. Jahrhunderts]. Časopis pro moderní filologii 41 (1959) 65—74.

¹⁶⁷ Povejšil, Jaromír: Ein Kennzeichen des Prager Deutsch. Philologica Pragensia 5/4 (1962) 207—210.

¹⁶⁸ Trost, Pavel: Das spätere Prager Deutsch. Acta UC Philologica 2, Germanistica Pragensia. Bd. 2 (1963) 31—39.

¹⁶⁹ Skála, Emil: Das Prager Deutsch. Zs. für deutsche Sprache 22 (1966) 84—91.

¹⁷⁰ Ders.: Oberdeutsche Stadtsprachen im Vergleich mit der Laut- und Formenlehre Luthers. Philologica Pragensia 11 (1968) 65—74.

¹⁷¹ Trost, P.: Bemerkungen zum vorstehenden Aufsatz E. Skálas; ebenda, S. 75—76.

¹⁷² Widemann, Josef: Die Traditionen des Hochstiftes Regensburg und des Klosters St. Emmeram. München 1943 (Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte NF 8).

¹⁷³ Schwarz, Ernst: Die Ortsnamen des östlichen Oberösterreich. Reichenberg 1926,

Auf eine südböhmische deutsche Schreibsprache um 1500 geht Skála beim Abdruck des Registers der Budweiser Künstlerinnung von 1496—1516 ein¹⁷⁴. Er meint, daß sich die Sprache im Rahmen der sich festigenden frühneuhochdeutschen Schriftsprache bewege. Aber der Abdruck zeigt typisch bairische Schreibungen, die z. T. durch die Mundart veranlaßt sind, so *a* für *ō* in *kla-ster* „Kloster“, was nicht als hyperkorrekt zu beurteilen, sondern im Mittelbairischen weit verbreitet ist, weil hier *ā* verdumpft und *ō* offen ausgesprochen wird, so daß Zusammenfall eintritt. Die Schreibung *waltüzer*, *-ar* „Balthasar“ ist ebenfalls keine hyperkorrekte Schreibung, sondern setzt in bairischer Mundart und Verkehrssprache gesprochenes *w-* für *b-* in lateinischen Namen voraus (s. o. S. 112). Die Schreibung eines intervokalischen *h* durch *ch* z. B. in *geschechen* „geschehen“, *in der trüchen* „in der Truhe“ beruht darauf, daß inlautend in der Mundart deutliches *h* gesprochen wird, was graphisch durch *ch* ausgedrückt wird, vgl. in der südböhmischen Mundart von Wadetstift *gšēbn*, *drūbn*¹⁷⁵. Wenn *y* für mhd. *i* mit zwei Strichen versehen wird (S. 8), so hat das keine lautliche Bedeutung. Daß in der Künstlerinnung nur deutsch verhandelt wurde, ist ein Zeichen dafür, daß die Stadt, in der das tschechische Element im 15. Jahrhundert vermutlich zugenommen hat, doch eher als mehrheitlich deutsch und katholisch zu betrachten ist¹⁷⁶.

S. 101 (Prager Deutsche Studien 42): Schiefegg (pB. Urfahr), 1198 *via quae vulgo Schefweg* „Schiffweg“ *dicitur*.

¹⁷⁴ Skála, Emil, und Kropáček, Jiří: Das Register der Budweiser Künstlerinnung. Acta UC Philologica Germanistica Pragensia 4 (1966) 5—25.

¹⁷⁵ Micko, Heinrich: Die Mundart von Wadetstift im Böhmerwald. 1. Lautlehre. Reichenberg 1930, S. 130 (Beiträge zur Kenntnis sudetendeutscher Mundarten 5).

¹⁷⁶ Schwarz: Volkstumsgeschichte I, 435.